

Töpferblatt Redaktionswochenende in Burkau

„Großvater kenne ich nicht, Urgroßvater gleich gar nicht, aber deren Überlieferungen. Unsere Werkstatt ist 175 Jahre alt, I. Weltkrieg, Weltwirtschaftskrise, 2. Weltkrieg, die Teilung Deutschlands, Sozialismus, Kapitalismus und wir sind noch da. Ein Auf und Ab zu allen Zeiten.«

Hansis Aussage und die Fülle an Beiträgen zum Töpferblatt bestätigen, dass es mit unserem Handwerk gar nicht so schlecht steht. Neue Öfen wurden gebaut oder gebrannt.

Aus einem anderen Ofen kam Mutter Pötschkes fantastischer Zuckerkuchen, gemeinsam war all diesen Feuerstätten: Sie wurden mit Holz beheizt. Karl Louis Lehmann brachte uns eine filmische Dokumentation des einzigen Töpfermarktes in der DDR in Neukirch mit – ein besonderer Beitrag zum Jubiläum des Mauerfalls, hält doch Günther Haltmayer als Abgesandter der »kalkspatzen aus der BRD« eine offizielle Rede. Dass einmal jemand aus dem Kreise des Bundesinnungsverbandes den kalkspatz als neue Interessenvertretung der Keramiker für denkbar hält (Roland Giefer, im letzten Töpferblatt) – vor 20 Jahren noch undenkbar. Umgekehrt sind heute die langen Schlangen vor den Marktständen kaum noch vorstellbar, aber wer weiß denn schon, was nicht alles in den nächsten 175 Jahren passiert...

Viel Spaß beim Lesen wünschen Euch

Markus Böhm
Günther Haltmayer
Conny und Hans Lehmann
Karl Louis Lehmann
Hendrik Schöne



Vorwort	TB-Kollektiv	1
Zur Aufnahme in die AIC	Janet Mansfield	4
Laid Back Woodfiring	Stefan Lehner	5
Alles funktioniert absolut perfekt, Dave...	Markus Böhm	8
Von Barbie und Venus von Willendorf zu Interieur	Brigitta Briner King	16
Die Arbeiten von Martin McWilliam	Monika Debus	18
Mosaik-Effekt	Vera Noskova	19
Elyshas Kekse	Mary Ann Stegges	20
Einige Bemerkungen des Übersetzers	Markus Böhm	21
Die Holzbrandkonferenz	Markus Böhm	22
Ascheregen in Anna eins	Thomas Gebhardt	24
Zum Tod von Wolfgang Stockburger	Alfred Schließler	34
Kartoffelsuppe satt am Flörsheimer Töpfermarkt	Christoph Seck	35
Werner Rauschhardt wird 60	Hendrik Schöne	36
Kleinanzeigen	Günter Haltmayer	38
Stellenmarkt	Günter Haltmayer	39

Die Bestätigung kam Anfang Oktober: der kalkspatz e.V. ist nunmehr Mitglied in der Académie Internationale de la Céramique!

Damit gehen wir einen Weg weiter, den schon Ralf Burger sehr befördert hat und der zu einer besseren internationalen Vernetzung der kalkspatzen beitragen wird. Janet Mansfield, die Präsidentin der AIC, hat uns zur Aufnahme die folgenden Zeilen geschrieben. Weitere Informationen zur AIC gibt es unter www.aic-iac.org

Zur Aufnahme in die AIC

Janet Mansfield

Ich gratuliere den kalkspatzen zur Aufnahme in die internationale Keramikakademie. Ich habe schon früher die Akademie und ihre Ziele beschreiben und möchte hier einige meiner Erläuterungen wiederholen, denn viele Leute fragen, was die IAC denn nun macht und will. Was will sie erreichen? Wofür steht sie?

Ich antworte darauf meistens mit einer kurzen Geschichte der Akademie, wie sie begann und wie sie sich in den über 50 Jahren ihrer Geschichte verändert hat; wie sie sich in eine Organisation von Keramikünstlern, Sammlern und Publizisten entwickelte, die sich alle der Weiterentwicklung der keramischen Kunst auf höchstem Niveau widmen.

Mit aktuell 600 Mitgliedern aus über 50 Ländern glauben wir, zum Verständnis zwischen den Nationen beitragen zu können. Unsere Ziele können zu einem universellen Verständnis zwischen den Künstlern beitragen, während unsere Individualität und kulturellen Werte erhalten bleiben.

Die Leute fragen trotzdem: was macht ihr denn nun eigentlich? Ich erwähne dann unsere Treffen, Generalversammlungen genannt, die alle 2 Jahre in einem jeweils anderen Land stattfinden. So können wir die Arbeiten unserer Mitglieder in Ausstellungen sehen und die keramische Kunst, die

Kultur, Werte und Besonderheiten unseres Gastlandes kennen lernen.

Auf diese Weise genießen wir immer wieder das Privileg, Aspekte eines Landes zu erfahren, die dem normalen Besucher verschlossen bleiben. Überall hatten wir außergewöhnliche Erfahrungen, denn natürlich wollten die gastgebenden Künstler uns nur das Beste zeigen.

Auf den Versammlungen gibt es Diskussionen, Vorträge und Visionen über unsere Rolle in der keramischen Kunst und die Möglichkeiten unserer Zusammenarbeit in der Zukunft. So war es 2008 in Xiang in China und jetzt bereiten wir uns auf die Versammlung in Paris 2010 vor. Es wird eine große Freude sein, unsere neuen Mitglieder zu begrüßen und alte Freundschaften zu erneuern. Die Verbindungen mit der UNESCO sind sehr gut und wir werden sie auch in Zukunft ausbauen. Unsere Mitglieder haben die Kenntnisse, Kontakte und Visionen, um ihren Platz in der internationalen Kunstszene einzunehmen.



Gefäß von Janet Mansfield aus dem Holzbrand

Laid Back Woodfiring

– ein außergewöhnliches Ofenbauseminar mit Steve Harrison

Text und Fotos: Stefan Lehner

Teeschale von Steve Harrison aus dem ersten Brand

»Entspanntes Holzfeuern« – eigentlich ein Widerspruch in sich selbst. Zumindest war für mich bisher das Thema Holzbrand immer verbunden mit mindestens einer Nachtschicht oder um Bernard Leach zu zitieren: »...gleicht das Brennen eines großen Ofens fast einer Schlacht, wo jeder sich bis zum Äußersten gegen eine Übermacht behaupten muss. Dies mag entmutigend klingen, aber es ist leider wahr.«

Dagegen wiederholt Steve immer wieder sein Credo des Laid Back Woodfirings. «Fang am Morgen mit dem Brand an und geh nach 18 Stunden am gleichen Tag wieder ins Bett, ohne deinen Schlafrhythmus zu ändern. Die erzielten Ergebnisse werden sich in punkto Ascheanflug nicht von mehrtägigen Anagamabränden unterscheiden.»

Markus Böhm hat auf seiner Australienexkursion (siehe Töpferblatt Nr. 3/08) auch Steve zu Hause besucht und ihn schlussendlich dazu bewogen, sein erstes Ofenbauseminar in Europa gemeinsam mit dem kalkspatz zu veranstalten. Anfang September war es dann soweit. Insgesamt 15

Seminarteilnehmer trafen sich bei Markus in Alt Gaarz (Mecklenburg-Vorpommern), um binnen sieben Tagen einen Ofen zu bauen, zu brennen und auszuräumen.

Zu Beginn des Seminars erläuterte Steve am Sonntagabend anhand von Bildern und kleinen Videosequenzen, wie sein Ofen zu Hause aussieht, wie er gefeuert wird und welche Ergebnisse er mit diesem Ofen schon erzielt hatte. Kernstück des Ofens ist eine so genannte Bourrybox-Feuerung. Dabei wird das Holz von oben in die Brennkammer gelegt und brennt nach unten weg. Durch die Luft, die von oben durch das Holz nach unten über den Glutberg in die Brennkammer zieht, wird reichlich Asche zu den Töpfen in der ersten Reihe transportiert. Mit dieser Art der Feuerung hatte keiner der Seminarteilnehmer bisher Erfahrung sammeln können. Steve vermittelte am ersten Abend nicht nur Wissen zum Ofenbau, sondern gab einen tiefen Einblick in die ganzheitliche und nachhaltige Lebenseinstellung, der sich er und seine Frau Janine verschrieben haben und in

die sich auch ihre Keramik einfügt. So versuchen beide weitestgehend ihr eigenes Obst und Gemüse anzupflanzen, betreiben eine unabhängige Wasser- und -entsorgung, erzeugen ihren Strom für den täglichen Bedarf incl. der Schrühbrände über eine Photovoltaikanlage und pflanzen auf 1,5ha die Bäume nach, die sie in ihren Holzbränden verfeuern.

Am nächsten Morgen waren dann alle gespannt, wie sich der Bourrybox-Ofen von der untersten Schicht beginnend nach oben entwickeln würde. In der Brennöhütte von Markus steht bereits ein Salzbrandofen mit seinem stattlichen Kamin. Auf der gegenüberliegenden Seite sollte der neue Ofen entstehen, so dass der bestehende Kamin mitgenutzt werden konnte. Hierzu wurde der Kamin durch Kernbohrungen mit einer neuen Öffnung versehen. Danach wurde der Grundriss des Ofens mit Steinen ausgelegt und die ersten drei Steinlagen vollflächig als Wärmeisolierung gegenüber der Betonfundamentplatte aufgebaut. In der nächsten Schicht, dem endgültigen Boden der Feuerung sowie der Brennöhütte, berücksichtigten wir bereits einen Gang im Boden, das so genannte Mausloch. Wie so vieles bei diesem Ofenbau, erschloss sich auch die besondere Lage einzelner Steine erst im Laufe der Zeit. So sind z. B. die Mauslöcher zur Regulierung des Glutbettes erforderlich. Gott sei Dank hatte Steve eine klare Vorstellung vom Endprodukt. Von Stunde zu Stunde konnte man den Ofen wachsen sehen. Alle Innenflächen wurden mit Schwerschamottsteinen

gemauert, die zweite Lage bestand aus Isoliersteinen. Beide Steinsorten türmten sich in schier unbegrenzter Zahl auf der Wiese vor der Brennöhütte. Da Markus den Ofen mit Salz brennen wollte, wurden sowohl der Durchgangsbogen zwischen Feuerung und Brennöhütte als auch das Gewölbe der Brennöhütte aus Feuerfestbeton erstellt. Die hierfür nötigen Holzschalungen folgten in ihrer Krümmung einem Kettengewölbe. Dank der handwerklichen Fähigkeiten einiger Teilnehmer gelang es, die sich zum Fuchs hin verjüngende und damit knifflig geformte Wölbung der Brennöhütte in die Tat umzusetzen. Ähnlich ausgefeilt war die Konstruktion des Deckels der Bourrybox. Markus wollte unbedingt einen Rollmechanismus, der über Gegengewichte den ebenfalls betonierten Deckel nach hinten und oben wegrollen ließ. Damit war gewährleistet, dass die heiße Unterseite des Deckels ihre Strahlungshitze nicht an die schürende Person abgab. Mit dem unermüdlichen Fleiß und der Beharrlichkeit von ein paar Bastlern gelang es dann gerade noch rechtzeitig (der Brand war da schon im Gange), die Mechanik zum Laufen zu bringen.

Die Aktivitäten waren von früh bis spät zu beobachten. Auch wenn es keine feste Arbeitseinteilung gab, fanden sich zu jeder Zeit genügend Helfer, um in einer beeindruckenden Geschwindigkeit den Ofen wachsen zu lassen. Vielleicht war die angenehme Gruppendynamik auch dem wunderbar großzügigen Anwesen inmitten der Mecklenburgischen Seenplatte geschuldet. Es bot allen Kursteil-



nehmern Unterkunft (im Auto, im Zelt, in Zimmern und Ferienwohnungen) und auch sonst genügend Platz, sich mal zurückzuziehen. Ganz sicher hatte Steves und Janines entspannte Art ihren Anteil an der hervorragenden Stimmung. Das gemeinsame Kochen sowie die interessanten und spannenden Diavorträge bzw. Videos der Teilnehmer an den Abenden trugen ebenfalls zu dem wundervollen Miteinander bei.

Bereits am Nachmittag des vierten Tages wurde mit dem Setzen der Ware begonnen. Dieses Setzen dauerte länger als erwartet, wollte doch jeder Setzer seiner hohen Verantwortung für die Teile der Kollegen gerecht werden. Gegen Mitternacht konnte dann endlich die Türe zugemauert werden. Anschließend wurde noch ein Gasbrenner vor der unteren Öffnung der Bourrybox aufgestellt, dessen kleine Flamme bis zum nächsten Morgen zur Trocknung des Ofens brannte. Am Freitagmorgen war es dann soweit, gegen 8:30 Uhr wurde das erste kleine Holzsplit auf dem Boden der Feuerung durch die Gasflamme entzündet. Im Laufe der kommenden Stunden baute sich durch die kontinuierliche Holzzufuhr langsam ein Gluthaufen in der Bourrybox auf. Gleichzeitig stieg die Temperatur in der Brennkammer kontinuierlich an. Um 14:30 Uhr wurde bei 1150°C mit dem eigentlichen Feuern der Bourrybox begonnen. Dabei werden die 1 m langen Holzsplitte so in die Brennkammer geworfen, dass deren Enden auf Konsolen (engl. hobs) auf halber Höhe zu liegen kommen. Wenn die Holzsplitte weitestgehend verbrannt sind, fallen die Reste auf den Gluthaufen. Die Luft streicht dabei durch die Löcher im Deckel der Bourrybox und durch die aufgetürmten Holzsplitte nach unten über das Glutbett in die Brennkammer. Der Ofen verlangte ca. alle 10 Minuten nach ein oder zwei Splitten Holz. Ein wahrlich entspannter Feuerungsrythmus! Um 20:30 Uhr fing Markus mit dem Salzen an. Da waren die 1320er Kegel, bis auf eine kalte Stelle im Ofen, bereits überall gefallen. Das letzte Salz wurde um Mitternacht in den Ofen geworfen. Danach füllten wir noch ein letztes Mal die Bourrybox mit Holz, dichteten die Gucklöcher und sonstigen Öffnungen ab und schlossen nach und nach

die Schieber. Um 1:15 Uhr gingen wir nach fast 17-stündigem Brand ins Bett. Der fünfte Tag war vergangen und es tat gut, den Samstag zum Ausspannen und zur Reflexion über das Erlebte frei zu haben.

Bei ca. 200 °C wurden am Sonntagmorgen die Steine der Türe entfernt. Obwohl eine Stütze erste Ermüdungserscheinungen zeigte, hatten alle Teile den Brand überlebt. Bei jeder Schicht, die ausgeräumt wurde, gab es ausführlichen Diskussionsbedarf über die vielfältigen Effekte. Wunderschöne Teile konnten bewundert werden und besondere Aufmerksamkeit genossen Steves Teile, die sich unter dem Durchlass zwischen der Feuerung und der Brennkammer, in der »death zone«, befunden hatten. Jeder nahm neben seinen Teilen auch eine große Menge an Erfahrungen mit nach Hause und einige den festen Wunsch, ebenfalls einen Ofen mit Bourrybox zu bauen. Steve hatte uns mit dem »Laid Back Woodfiring« nicht zuviel versprochen und uns in wundervollen sieben Tagen den Weg dahin gezeigt. Neben Steve und Janine gebührt unser Dank natürlich auch Markus, der Steve nach Europa geholt hatte und das Seminar initiiert und organisiert hatte. Hoffentlich sehen wir uns alle auf der Holzbrandkonferenz im kommenden Jahr wieder.



Alles funktioniert absolut perfekt, Dave...

Das Ofenbauseminar mit Steve Harrison
in Alt Gaarz

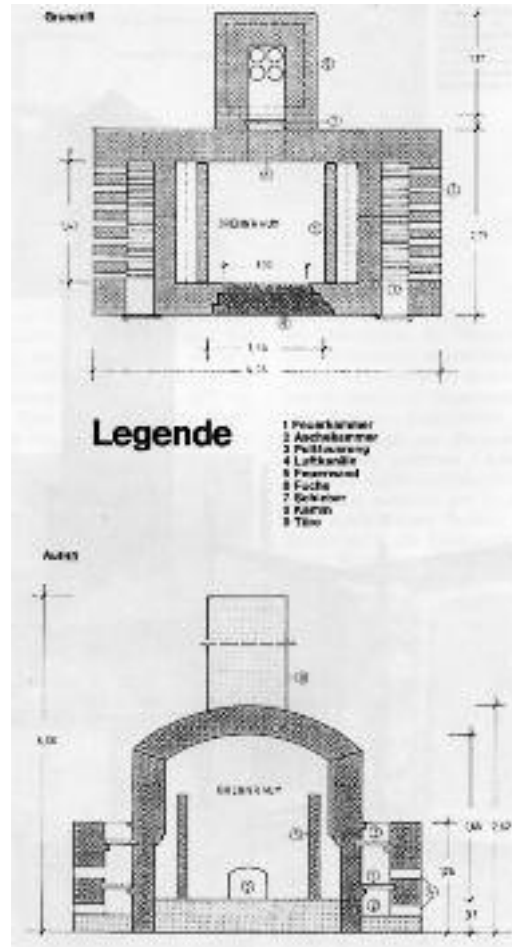
Text und Bilder: Markus Böhm

Tasse von Katrin Otolski aus dem ersten Brand

Nein, ich tu so etwas nie wieder. Versprochen. Montag anfangen, Dienstag Gewölbe gießen, Mittwoch isolieren und Rahmen schweißen, Donnerstag einlegen, Freitag brennen, Samstag abkühlen und Sonntag ausräumen. »Heute back ich, morgen brau ich, übermorgen...« Was beim Rumpelstielzchen in letzter Sekunde schiefging, hat hier nicht zuletzt wegen des außergewöhnlichen Einsatzes aller Ofen-Bauer geklappt. Aber es war so eng, dass Steve und ich immer in Angst darum waren, etwas könnte plötzlich nicht mehr so perfekt laufen wie bisher. Er verlieh denn auch dem Ofen den Namen »Dave« nach dem Astronauten aus »Space Odyssee«, dem der Bordcomputer Hal mit sonorer Stimme immer wieder erzählt: »Everything is going perfectly well, Dave« während er gleichzeitig zu berechnen versucht, wie er Dave am besten in die Tiefen des Alls loswerden könnte. Dabei hatten Steve und ich ein halbes Jahr vorher am Telefon gemeinsam überlegt, wie der Zeitrahmen für das Seminar sein sollte, sieben Tage erschienen uns eine lange Zeit, schließlich müssen sich ja auch die potentiellen Teilnehmer eine »Frei-Zeit« schaffen, und ein Seminar wegen zu geringer Auslastung absagen zu müssen, ist ja immer irgendwie peinlich. Aber es kam ganz anders: Noch während ich im Januar einen von Steves Artikeln für die »Neue Keramik« übersetzte, auch um auf dieses Seminar hinzuweisen (leider erschien der Artikel dann erst ein halbes Jahr später während des Seminars), waren alle Plätze weg. Vielleicht ist der Gedanke, dass Holzbrand effizient, einfach, schnell und unaufwändig sein kann, gerade hier in Deutschland sehr interessant. Allerdings musste ich mir von Stefan Lehner die Frage gefallen lassen, warum der Name »Laid Back Woodfiring« gewählt wurde, der Ofenbau sei so gar nicht entspannt. Na ja, ich konnte mich immer noch damit herausreden, dass der Titel ja schließlich nicht »Laid Back Kiln Building« gelautet habe, und wirklich war dann auch das Brennen selbst im Gegensatz zum Bau sehr entspannt. Nur nach dem Abendessen kam etwas Hektik auf: Es war nur hin und wieder etwas nachgelegt worden, man war eher mit der Nahrungsaufnahme als dem Heizen beschäftigt und genoss den Abend am Ofen. Plötzlich rief Katrin Otolski: »Der 1380er ist runter, ik gloob es nicht, ist der runter? Nee, dat kann doch nicht sein...« Tatsächlich waren bei

fast allen Schaulöchern die 138er Pyrometerkegel nicht mehr zu sehen und da dies eigentlich die Kegel waren, die stehen bleiben sollten, waren fast überall eben gar keine Kegel mehr zu sehen. Wir entschieden dann, erstmal mit dem Salzen anzufangen, und die Temperatur fiel denn auch wie gewünscht. Ich muss zugeben, so etwas ist mir in meiner ganzen Laufbahn als Holzbrenner nicht vorgekommen: im Hochbrand alle Kegel mal eben so beim Abendessen aus Versehen umgeheizt. Normalerweise ist ab 1320°C die Temperatursteigerung richtig Arbeit und eine Schubkarre voll Holz nach der anderen verschwindet im jetzt sehr gefräßigen Ofen. Aber es geht eben auch anders. Schon am Nachmittag waren wir bemüht, die Temperatur nicht so schnell steigen zu lassen, schließlich war da das Gewölbe noch nicht mal drei Tage alt.

Das hat nach meiner Erfahrung weit weniger damit zu tun, ob der Ofen denn nun mit schweren Schamottesteinen oder Feuerleichtsteinen gebaut ist, weitaus wichtiger ist die Effizienz der Feuerung. Die Bourry-Box wurde in Frankreich vor allem in der Porzellanindustrie genutzt und ist ideal für das Erreichen hoher Temperaturen mit Hartholz (noch bis weit in das letzte Jahrhundert hinein wäre in Europa wohl kaum jemand auf die Idee gekommen, Nadelhölzer für Steinzeugtemperaturen zu verwenden). Diese Effizienz zeigt sich auch – oder eben nicht – am Schornstein: Es schlagen kaum Flammen heraus. Jens-Peter Planke zitiert in diesem Zusammenhang recht gern Wilhelm Pukall: »Ebenso zeugt das Heraustreten der Flamme aus der Esse immer von einer verfehlten Feuerungsanlage.« Man muss es wahrscheinlich selbst erleben, wie die Box zum Brandende den Ofen »alleine« brennt: es wird nicht mehr nachgelegt, die Primärluftzufuhr wird schrittweise verringert und die Temperatur am Pyrometer klettert stetig – beim letzten Brand um 140°C! Warum in Deutschland bisher kaum jemand auf die Idee gekommen ist, solch eine Feuerung zu verwenden, wird mir wohl ein Geheimnis bleiben. Vielleicht hat das etwas mit dem »K 18« genannten Holzbrandofen an der Gesamthochschule in Kassel zu tun: Während der Planungsphase meines Ofens fragte Jens-Peter ganz erstaunt: »Was? Eine Bour-



»K 18«, Zeichnung: Birgit Üffing

ry-Box willst Du bauen? Das hat doch schon in Kassel nicht funktioniert!« Ich rief Michael Üffing an. Demnach hätte niemand wirklich Interesse gehabt von oben zu heizen. Wenn ich mir die Zeichnungen ansehe, fällt der zu große Abstand zwischen Holzaufgabe (»hob«) und Brennraumboden auf, ja man hatte sogar noch einen Steinrost dorthin gebaut, wo eigentlich der Boden hätte sein müssen und damit die Wirkungsweise der Feuerung quasi gleich selbst sabotiert. Aber in weiser Voraussicht waren Feuerungstüren so integriert, dass man auch von vorn nachlegen konnte, was

200 THEATRE ON CERAMIC INDUSTRIES.
 which very many different shapes are given. The type represented in Fig. 244 gives good results, provided, however, the same length are used. These are put in in a layer through the upper opening of the fireplace and rest on two horizontal projections. The combustion takes place by the air passing between the logs, and the flames follow the direction shown by the arrows. The smoke, which falls to the bottom of the fireplace, helps the burning, thanks to the introduction of air through the hole of the grate. An opening arranged in the wall of the front of the fireplace allows, if necessary, of the entrance of fresh cold air. This type of fireplace is fitted also for side work, the latter is given very long flames and is suitable for all kinds of work. For the firing the logs may be replaced by lignite, or even the upper opening may be closed with a damper, making a complete heat only through the grate.



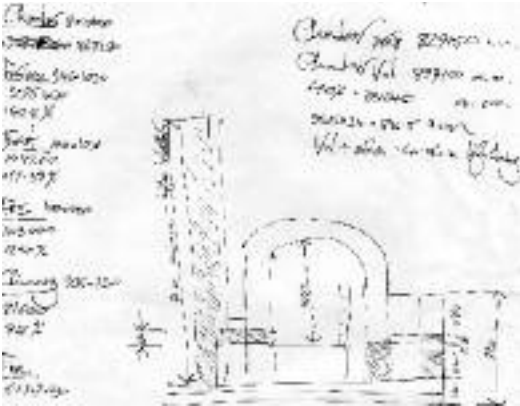
Fig. 244.—Wood Fireplace.

Zeichnung von Emile Bourry in »A Treatise on the Ceramic Industries of France«, 1880

dann auch geschah und sehr gut funktionierte. Aber wie hätte der Ofen erst mit den beiden Pultfeuerungen gebrannt! Sicher war aber diese Vorgehensweise auch der Tatsache geschuldet, dass Schwarten aus dem Sägewerk als Brennholz verwendet wurden, da man sich die Arbeit des Spaltens sparen wollte. Jedenfalls könnte ich mir vorstellen, dass auf diese Weise die Bourry-Box in Deutschland den Aufkleber »funktioniert sowieso nicht« erhalten hat und es dann einfach niemand mehr probiert hat. Trotzdem ist die Bedeutung des »K 18« als einem der ersten größeren Holzbrandöfen an einer Hochschule für die Entwicklung des Holzbrandes in der Bundesrepublik sicher nicht zu unterschätzen, zumal Ralf Busz zufolge der Bau »trotz der Obstruktionen des Fachbereichsrates Kunst«¹ erfolgte.

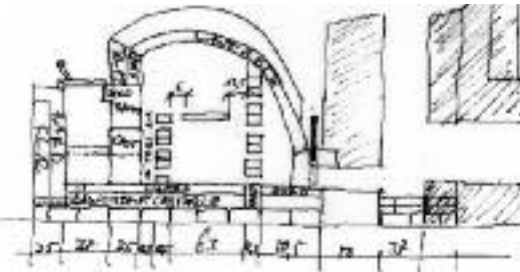
Manche Kollegen sahen es als Problem, dass das Holz auf eine einheitliche Länge geschnitten sein muss. Allerdings wird Brennholz in Deutschland sowieso in Längen verkauft, die ein ganzzahliges Vielfaches von einem Meter sind. Dann noch beim Ablängen Meterenden zu schneiden, ist nun wirklich kein Hexenwerk. Und wenn doch (wie beispielsweise bei der Eigenwerbung von Brennholz) kürzere Stücke anfallen, können diese sehr gut am Beginn des Brandes verheizt werden, wo das Holz noch auf dem Boden der Feuerung brennt und das Glutbett erst aufgebaut werden muss.

Inzwischen werden im Grunde genommen zwei Versionen der Bourry-Box verwendet: oben geschlossen (wie z. B. bei dem Ofen in Guldagergaard, der von Robert Sanderson gebaut wurde) oder oben offen wie bei Steves Öfen üblich. Zuerst wollte ich die geschlossene Variante bauen, aber dann ist die Asche nicht so unkompliziert zu entfernen, das Holz lässt sich nicht so einfach auf den Vorsprüngen platzieren und Ute Dreist hatte mir erzählt, dass dann die Feuerung auch oberhalb der Holzaufgabe doch recht heiß würde und die Strahlung unangenehm beim Nachlegen sei, weil gerade Kopf- und Halsbereich davon betroffen seien. Außerdem werden dann schwerere Holzstücke doch mit Schwung eingeworfen, was die Haltbarkeit der gegenüberliegenden Wand meist negativ beeinflusst. Andererseits hatte ich doch etwas Angst, dass eine beim Nachlegen nach

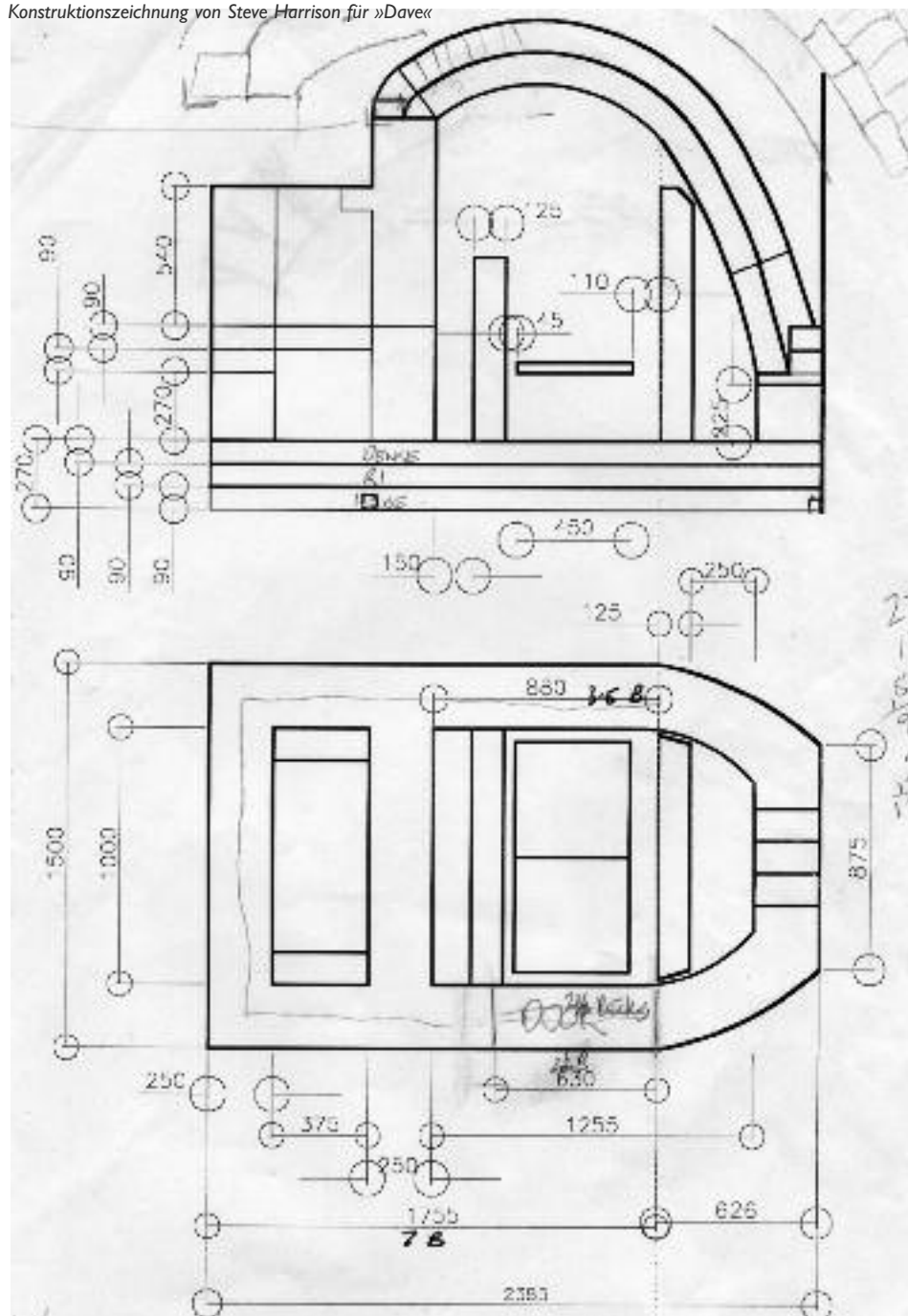


Übliche Bauweise eines Kammerofens mit Bourry-Box
 Zeichnung von Steve Harrison

Entwurfsskizze zum Ofen in Alt Gaarz,
 M. Böhm



Konstruktionszeichnung von Steve Harrison für »Dave«



Oben: Laid Back Woodfiring – Steve Harrison während des Brandes

Unten: Notizen im Brennbuch



oben komplett offene Feuerung sich schwierig bedienen ließe; aber, so dachte ich, die Kiste später noch zu schließen ist ja kein Problem. Allerdings funktioniert die Box so gut, dass ich sie genau so weiterbenutzen werde, wie Steve sie gebaut hat. Und dass er davon schon viele gebaut hat, merkt man sofort beim Brennen: Die Luftlöcher für die Kontrolle des Glutbettes liegen in genau der richtigen Größe an der richtigen Stelle und die Höhe der Holzauflagen ist optimal. Wenn diese zu niedrig ist, verstopft das Glutbett den Durchgang für die Verbrennungsgase und im gegenteiligen Fall kann die Hitze des Glutbettes das darüberliegende Holz gerade in der Anfangsphase des Brandes nicht optimal erreichen.

Bei der Konstruktion der Brennkammer selbst hatte ich keine Vorbilder. Normalerweise liegt der Boden der Bourry-Box niedriger als die Brennkammer, wenn nicht gerade ein sogenannter Train-Kiln gebaut wird. Bei Kammeröfen wird dadurch die Flamme umgelenkt und durch den Besatz gezwungen, anstatt einfach am Ofenboden entlang zu streichen und das Gewölbe kaltzulassen. Mein Ziel ist es aber, Töpfe mit unterschiedlichen Seiten zu bekommen und so den Weg der Flammen auf die Gefäße zu zeichnen, was nun mal eine liegende Flamme voraussetzt. Deshalb ist bei meinem Ofen auch der Boden durchgängig auf derselben Höhe. Um trotzdem eine gute Temperaturverteilung zu gewährleisten, wollte ich eine durchbrochene Feuerwand und eine durchbrochene Rückwand (die Japaner nennen so etwas Sutema) einsetzen. Steve meinte, das wäre eine neue Bauweise, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass nicht irgendwo auf diesem Planeten schon jemand anders auf diesen Gedanken gekommen ist. Jedenfalls hätte ihn gerade diese Neuartigkeit gereizt, das Ofenbauseminar mit mir zu veranstalten. Beim Bau der Feuerwand verließ ich mich dann vollständig auf Steves Erfahrungen. Ich hätte wesentlich mehr Lücken gelassen, aber die Temperaturverteilung und die Verteilung der Anflüge sollten sich als optimal herausstellen.

Neu war auch die Klappe für die Abdeckung der Bourry-Box. Ich hatte Steve eine Skizze gemalt, in der ich eine auf Schienen nach oben weggleitende Klappe mit Gegengewichten und Hebel entwarf.





Dabei sollte sie sich so anheben, dass die heiÙe, untere Seite in Richtung Ofen und nicht in Richtung Heizer zeigte. Steve reagierte h6flich, aber ob der Komplexität skeptisch, so wie dann die meisten Seminarteilnehmer auch. Aber dank Leos und Ulrichs Hilfe funktionierte das System dann doch, und zwar gerade rechtzeitig, als während des Brandes dann die Bourry-Box »richtig« in Betrieb genommen wurde.

Natürlich war im Ganzen das Gelingen des Seminars der tollen Mischung sehr verschiedener Leute geschuldet, von denen jeder seine spezifischen Fähigkeiten einbrachte, ob beim Mauern, Kochen, SchweiÙen oder Holz spalten. Für Steve und mich war es sch6n zu erleben, wie trotz der langen Arbeitstage eine ausgezeichnete Stimmung herrschte. Eine Stimmung, die auch uns selbst dann wieder in ihren Bann zog. Als der Ofen endlich eingeräumt, einigermaÙen geschlossen und der Gasbrenner gezündet war, meinte Steve, er würde am nächsten Tag sicher nicht vor Acht am Ofen sein, was für ihn ungew6hnlich spät gewesen wäre. Aber als ich kurz nach sieben am Ofen war, musste ich feststellen, dass Steve schon vor mir

Oben: Bourry-Box beim Brand
Unten:

Blick durch die Primarluft6ffnungen in die Bourry-Box





Das erste Abendessen am Ofen



Karin Ojola dreht noch schnell
ihre Stücke für den Brand



Andres Allik mit Leo und Elena nach dem Einsetzen der
Form für das Gewölbe

dort war: Die hölzerne Form für die am Abend vorher gegossene Feuerungstür war entfernt worden.

Erwähnt werden muss auch noch, dass dies eigentlich ein Seminar mit zwei Ofenbauern war: Andres Allik aus Estland fand das Projekt so interessant, dass er eigens dafür anreiste. Normalerweise baut er Holzbrandöfen im Baltikum, Finnland und den USA, wo er im Moment auch gerade wieder arbeitet. Durch seine ruhige, kompetente und zupackende Art erwarb er sich sehr schnell die Sympathie der Seminarteilnehmer. Ich weiß nicht, ob wir ohne ihn den Zeitplan eingehalten hätten.

Ein weiteres Experiment ist es, auch die Seitenwand aus Feuerbeton zu gießen. Dieser isoliert weit besser als schwere Schamottesteine und wegen seines hohen Gehaltes an Tonerde nimmt er kaum Anflüge an, was für eine lange Haltbarkeit im Salzbrand spricht. Jens-Peter war sehr skeptisch, was die Brennresultate betraf: eine solche Oberfläche der Ofenwand führe zu »trockenen« Oberflächen auf den Töpfen, was sich allerdings schon im ersten Brand als unrichtig herausstellte. Überhaupt ist dieser Feuerbeton für mich das Material der Wahl, wenn komplexere Gewölbe und schnelle Bauzeiten verlangt werden. Er enthält Hohlkugellkorund und Leichtschamotte, was natürlich besser isoliert als Schwertschamotte. Trotzdem hat der Ofen Bernd Pfannkuches These von der Ineffizienz schwerer Ausmauerungen eindrucksvoll widerlegt: wenn ich die Zeit für das Heizen und das verbrauchte Holz auf die Menge der gebrannten Ware beziehe, ist mein großer, alter, schwerer Ofen effizienter, und zwar deutlich! Holzbrand ist nun mal eine hochkomplexe Angelegenheit, bei der schlichte Regeln und schwarz-weiß-Denken nicht besonders zielführend sind. Erst wenn ich meine eigene Energie und die steilere Lernkurve bei häufigeren Bränden in die Kosten-Nutzen-Analyse einstelle, erhält der Ofen eine Daseinsberechtigung. Beim zweiten Brand nicht ganz 14 Tage später war die Endtemperatur um 14.30 Uhr erreicht, begonnen hatten wir früh um 7.00 Uhr. Mit siebeneinhalb Stunden also ein »normaler« Brennverlauf, verglichen mit Elektro- oder Gasöfen.

Vor dem Öffnen des Ofens hatte ich etwas Angst: Nicht nur, dass gleich der erste Brand bisher unerreichte Temperaturen hinter sich gebracht hatte, »Projekt Dave« war einfach so »perfectly well« gelaufen, dass eigentlich nicht auch noch der Brand selbst gut sein konnte. Aber diese Angst war unbegründet. Es gab viele »Oohs« und »Aahs«, als die Stücke an das Tageslicht kamen. Für mich war es besonders schön zu sehen, wie tatsächlich die Bauweise des Ofens zu »Licht- und Schattenseiten« auf den Stücken geführt hat.

Ich hoffe, dass die Alt Gaarzer Ofenbauer von diesem Seminar nicht nur schöne Stücke mitgenommen haben, sondern auch den Mut und die Ideen, sich an den eigenen Ofenbau zu machen.



Teeschale von Ragnvald Leonhardt



Vase von Markus Böhm aus dem ersten Brand

Für Interessenten an Steves Konzept des »Laid Back Woodfiring« wird es im April 2010 ein kalkspatz-Brennseminar mit Markus Böhm und dem Japaner Yuya Kanazawa in Alt Gaarz geben

I »K18 Keramik«, Broschüre/Katalog zum Brennofenbau an der Gesamthochschule Kassel und der Ausstellung im Gießhaus 1988/89, Herausgegeben von der Gesamthochschule Kassel

Nähere Informationen und weitere Zeichnungen sind im Buch »Laid Back Woodfiring« enthalten, das direkt bei Steve Harrison zu bekommen ist.

(www.hotnsticky.com.au)

Teilnehmer waren: Stefan Lehner, Katrin Otolski, Ulrich Elberding, Ragnvald Leonhardt, Petra Müller, Ilja Strittmatter, Dagmar Wichmann, Elena Krafft, Lennart Eisenhart, Annika Schuler, Karin Schweikhard, Michael Limbeck, Frank Richter

Zum Einsatz kamen Materialien aus alten Beständen (Kaolinleichtsteine KL 12 und Schwerschamottesteine IIIp). Außerdem Feuerleichtsteine (L6s und LAL8) der Feuerfest-Vertriebsgesellschaft mbH, Weg an der Bahn 9, 16259 Bad Freienwalde. Von dort stammt auch der Feuerleichtbeton GLS60

Brigitta Briner King

**Von Barbie und »Venus from Willendorf«
zu »Interior«**

*Brigitta Briner-King (CH) wird 2010 ihre Arbeitsweise in
einem kalkspatz-Seminar vorstellen*

In den 90 er Jahren modellierte ich Figuren, die quasi als »Schauspielerinnen« meine Weltsicht illustrierten: Frau und die Liebe, Frau und Armee, Frau und Schönheitsideal waren einige meiner Themen. Mithilfe von Barbie und »Venus from Willendorf« fokussierte ich auf weibliche Schönheitsidole. Es entstanden Objekte, in welchen ich die zwei Figuren kontrastieren lasse, sowie in Schichten aufgebaute Wandobjekte, die den Wandel thematisieren von der weiblichen Urgöttin zur Frau als »Modepuppe«.

Während des MA Studiums am RCA stellte ich mir die Aufgabe, diese figürliche Sprache in abstraktere Form zu bringen. Meine Recherche über »Venus from Willendorf« brachte mich zurück in die Steinzeit (mit einem Umweg über das British Museum)! Diese Figur – und viele ähnliche – waren in derselben Epoche entstanden wie die berühmten Wandmalereien in den Höhlen von z. B. Lascaux. Gemäss modernen Interpretationen waren sie in ihrer Bedeutung eng miteinander verbunden. Die Figurinen und die Höhlen symbolisierten offenbar gleichwertige Aspekte desselben: sie zeigten die nährende Gottheit Erde – von außen und von innen.

Meine Arbeit am RCA entstand in der Folge zum Thema »The Attraction of the Hidden«, die Attraktion des Verborgenen. Die neu entwickelte Werkgruppe untersucht den Innenraum von hohlen Tonformen, der Kuben und Kugeln zu interaktiven Objekten kombiniert. Einladende Öffnungen verlocken das Publikum visuell diesen versteckten Raum zu betreten. Der aufmerksame Besucher wird gegrüsst von Licht; es fällt entweder durch Öffnungen in der Wand oder durch dünne, durchscheinende Einsätze aus meinem neuentwickelten Glas-Porzellan Material. Wie die Malereien in den steinzeitlichen Höhlen, finden sich diese »Lichtbilder« am fernen Ende des versteckten Innenraums und belohnen den mutigen Entdecker. Die Malereien aus gefiltertem Licht kreieren eine mystische Atmosphäre in meinem geschaffenen Raum.

Für eine Keramikerin ist es die Regel, Innenraum zu erzeugen, er entsteht quasi parallel zur Form und meist wird er in seiner Funktion als Behälter genutzt. Skulpturelle Gefässkeramik bezieht den Innenraum des Objektes oft mit ein und zeigt ihn als Antwort auf die äußere Form. Im Gegensatz dazu diskutiert der Bildhauer das Außen: Form,

Volumen, Materialität spielen zusammen und schaffen Aussage.

Für meine Interior Objekte ist der Innenraum Ansatzpunkt. Die Wand bildet und begrenzt diesen Raum, ist die umfassende Haut. Der Rhythmus der Kammern, Stufen oder Schichten erzeugt Raum und schafft Stimmung. Ton als erdiges Material bietet sich hier zur Umsetzung des »Höhlethemas« logisch an. Wichtiger Teil meiner Arbeit ist die formale Diskrepanz zwischen Außen und Innen. Der würfelförmige Teil des Objektes lässt nicht auf die Innenform schließen. Er wird als kaschierendes Element eingesetzt.

Historisch wurde viel Aufmerksamkeit auf das Äußere und die Oberflächenstruktur von Gefäßen aufgewendet, auf die oft verschwenderische Formgebung und Dekoration der Trennwand, welche erst den funktionalen Teil, den Innenraum, erzeugt. Es ist daher eine Herausforderung für eine Künstlerin, die faszinierenden Eigenschaften und die Ästhetik des umformten Raumes zu zeigen. Das Publikum muss dafür »trainiert« werden, nicht bloß aus Distanz zu schauen, sondern interaktiv mit dem Objekt umzugehen.

Gefäßkeramik

Meine Gefäße sind zum Gebrauch bestimmt und sollen auch unterhalten.

Die Vasen, Tassen und Krüge setzen sich durch ihre eindeutige Individualität ab von der industriellen Massenproduktion. Der Charakter des Materials ist erkennbar und spürbar, Kanten sind gebrochen statt geschnitten und zeigen die raue Erdigkeit des meist schamottierten Tones. Die Konstruktion der Gefäße in Plattentechnik bleibt ersichtlich; jede Naht ist als solche zu sehen.

Das individuelle Dekor-Thema jedes Gefäßes wird in reich variierten Pinselmalerei und Scraffito aufgebracht. Für die Pinselmalerei verwende ich die Reservetechnik mit Latex und deckende farbige Engoben. Zusammen mit den Scraffitolinien ergibt sich eine mehrfarbige Reliefstruktur. Ich liebe die satten Farben der selber hergestellten Engoben, die klar mit dem Weiß des Porzellans kontrastieren. Trotz der verschiedenen Größen und Themen, bringen die Einfachheit der Form und die Wahl der Farben eine Harmonie in meine Gefäßgruppen.





Die Arbeiten von Martin McWilliam

Auch 2010 wird es wieder ein kalkspatz-Seminar mit Martin McWilliam geben

Text: Monika Debus

Seit über einem Jahrzehnt verfolge ich den keramischen Werdegang von Martin McWilliam. Seine Arbeiten sind mir immer wieder auf zahlreichen wichtigen nationalen und internationalen Ausstellungen und Wettbewerben begegnet. Die großformatigen Arbeiten sind geprägt vom Dialog zwischen kunsthandwerklicher Tradition und der intellektuellen Auseinandersetzung mit dem Thema Gefäß. Martin nennt seine Gefäße »virtual pots«. Sie sind nur noch ihrem Wesen nach Gefäße und nicht mehr in ihrer Funktion. Er bricht mit den gängigen Vorstellungen von Gefäß, indem er den Formen nur ein scheinbares Volumen gibt und ihre ausgewogene Linienführung durch Zerschnei-

dungen durchbricht. Der Betrachter ist irritiert durch die optische Täuschung und muss sich die Arbeiten genau betrachten, in der Vorstellung ggf. ergänzen und seine eigenen Wahrnehmungsmuster so überprüfen. Die im Holzbrandofen erzielten Farbnuancen und Texturen evozieren ein scheinbares Volumen des Gefäßes und unterstützen so den Trompe-l'œil-Effekt der Arbeiten. Die sensiblen Oberflächen bilden einen reizvollen Kontrast zu den kraftvollen monumentalen Gefäßformen, ein gelungenes Zusammenspiel von gelenktem Zufall und bewusst eingesetzten formalen Überlegungen. Martin McWilliam war lange Zeit ein »Wanderer zwischen den Welten«, seine persönliche Biografie spiegelt sich auch in seinem keramischen Werdegang: Geboren in Südafrika mit Zwischenstationen in England und später in Japan und diversen europäischen Werkstätten vereint er asiatische Töpfertradition mit dem europäischen Keramikverständnis in bester »Leach« Tradition. In seiner Werkstatt entstehen neben den großen Objekten auch kleinere Gefäße und vor allem Teeschalen, die Martin als Kernstück seiner Arbeit versteht. Nach japanischem Vorbild hat er dort einen Noborigama-Ofen errichtet.



Mosaik-Effekt

Vera Noskova

Obwohl die Kunst der Keramik mehrere tausend Jahre alt ist, ist es dringend notwendig für einen keramischen Künstler, seine eigene Charakteristik und sofort erkennbaren Stil zu finden. Vera Noskova arbeitet in der einzigartigen Technik, Formen aus Platten auszuschneiden, in die bereits Muster eingeprägt sind. Das Muster wird mit feinsten mit Engoben dekorierten Tonplatten erzeugt, die Engoben reißen beim Trocknen und werden in den feuchten Ton eingelegt, so erzeugen sie einen Mosaikeffekt. Diese Technik ist besonders attraktiv durch die lebendigen und unvorhersehbaren Muster, die durch eine geringfügige Verschiebung beim Ausrollen der Platten entstehen. Dadurch ergeben sich unendlich viele Variationen in Form und Farbe sowohl des Musters als auch des Artefaktes (Werk-Stückes) selbst. Nach dem Schrühbrand besteht meistens keine Notwendigkeit zusätzlicher Dekoration außer ein paar Linien zur Belebung der Engobeoberfläche. Die Künstlerin verwendet diese Technik nicht nur für verschieden geformte Objekte, sondern auch für keramische Bilder: Landschaften, Stilleben, und dekorative Flächen. Die Technik eignet sich besonders gut zur Vorführung bei Seminaren und kann einach sowohl von Anfängern wie auch erfahrenen Keramikstudenten erlernt werden. Sie erlaubt ihnen, ihre Vorstellungen direkt umzusetzen und je nach Fähigkeit einfache oder komplexe Objekte zu schaffen. Bei dem Seminar wird jeder Teilnehmer selbst diese Technik anwenden.



Vera Noskova wird ihr Arbeitsweise auf einem kalkspatz-Seminar in Dresden vorführen

Neu im Töpferblatt: Geschichten aus Kanada

Mary Ann Steggles hat Keramik am Sheridan College of Design in Ontario und bei Paul Soldner studiert und hatte bis 1985 eine eigene Werkstatt mit Holzbrand/Gasofen im südlichen Manitoba. Im Moment unterrichtet sie asiatische Kunst und Geschichte der Keramik an der University of Manitoba, Winnipeg. Sie wird sich am Forum Umwelt und Holzbrand der Europäischen Holzbrandkonferenz beteiligen und regelmäßig für das Töpferblatt Geschichten aus Kanada schicken, »von einem trostlosen, nassen, frostigen Platz, der kanadischen Prärie, wo jeder grummelig ist und in die Sonne will«.



Elyshas Kekse

Mary Ann Steggles

Unsere Enkelin Elysha ist gern bei uns und wurde zum Dreh- und Angelpunkt unseres Lebens, seit sie ein Jahr alt ist und wir nach Manitoba zurückkamen. Eines Tages wollte sie Kekse backen – eine Menge Kekse für jeden – und so stellte ich den elektrischen Mixer auf, füllte die Zutaten hinein und schaltete ein. Nun müsst

ihr euch eine wirklich ärgerliche sechs Jahre alte Stimme vorstellen, die in eure Ohren gellt: »Großmutter, DU verschwendest Energie!!! So geht das überhaupt nicht!« Ich stand wie vom Schlag gerührt. Natürlich tat ich das. Der Teig wurde aus der Maschine genommen und bis zum heutigen Tag werden Teig, Brot oder Kekse immer von Hand gemacht. In der ganzen Küche gibt es, abgesehen von der Kaffeemaschine, kein elektrisches Kleingerät mehr. Sonst würde unsere Enkelin nichts mehr mit uns zu tun haben wollen – und wir auch nicht. Der Mixer, in den 50er Jahren von meiner Mutter gekauft, aber niemals von ihr benutzt, lief noch wunderbar und wurde einem Wohltätigkeitsbasar gespendet.

Ein bisschen später, vielleicht 6-7 Monate, kam Elysha mit einer Liste an. Wir schraubten Energiesparlampen ein, isolierten die Wände besser... Der Umbau der Küche brachte eine Frontlader-Spülmaschine, die nur auf kalt spülen und nicht trocknen eingestellt war (nur mit dem Gebläse, und sie kontrolliert das!) und sehr energiesparende europäische Küchengeräte (gut, dass es Bosch gibt).

Im Herbst kam dann biologische Wandfarbe an die Reihe. Irgendwann dazwischen hörten wir wegen ihr auf, überflüssiges Zeug zu kaufen und schafften uns einen Kleinwagen an. Das war das Schlaueste, was wir jemals gemacht haben – wir freuen uns immer wieder an der Tankstelle und geben vielleicht noch 10 US\$ im Monat fürs Tanken aus. Wir fahren aber sowieso kaum. Etliche der riesigen Pickups mit Doppelkabine und Riesenrädern haben uns aber schon ziemlich aggressiv angegangen. Unwirklich. Es ist noch ein weiter Weg zu gehen.

Mein Nachbar Shane wird das Wasserrecycling in Angriff nehmen und da wir im sonnigen (wenn auch kalten) Manitoba wohnen, sollten wir wirklich Sonnenenergie nutzen. Aber jetzt warten wir erstmal auf die nächste Aufgabe, die uns Elysha bringt – aber inzwischen haben sogar wir Herausforderungen für sie.

Was nicht in der »Neuen Keramik« abgedruckt wurde...

Markus Böhm

Ein Vorwort zum Vorwort

Den Artikel von Steve Harrison »einige Gedanken über Nachhaltigkeit« hatte ich für die »Neue Keramik« übersetzt, auch als Beitrag zur Diskussion um Holzbrand und Klimakatastrophe. Wie das so meine Art ist, hatte ich dem Artikel einige Anmerkungen als Übersetzer vorangestellt. Als der Artikel nach einem halben Jahr (NK 5/09) erschien, fand ich stattdessen ein Vorwort von Bernd Pfannkuche. Und ich fand mein eigenes zu schade für den Papierkorb, so dass es dann hier an etwas verschobener Stelle nochmal auftaucht.

Einige Bemerkungen des Übersetzers

Australien gehört definitiv zu den Ländern, die vom Klimawandel zuerst und sehr intensiv betroffen sind. Ich schreibe diese Zeilen unter dem Eindruck der Nachrichten über die verheerendsten Buschfeuer, die Australien in seiner jungen Geschichte erlebt hat. Gestern habe ich mit Owen Rye gesprochen, der nur knapp der Katastrophe entging und jetzt Geld für einen seiner Freunde sammelt, der keine Feuerversicherung hatte. Buschfeuer gab es schon immer, viele Pflanzen haben sich darauf eingerichtet, manche Samen keimen ausschließlich nach solch einem Brand und es gibt Pflanzen, die solch ein Inferno in der Lage sind zu überleben. Aber nachlassende Niederschlagsmengen, höhere Temperaturen und die Ausbreitung von Siedlungen in das Buschland (mit nicht-australischen Pflanzen wie z. B. Palmen) führen dazu, dass die Brände immer schlimmere Ausmaße annehmen. Inzwischen halten 9 von 10 Austra-

liern den Klimawandel für gefährlicher als den Terrorismus.

Was kann man, was können wir dagegen tun? Eine Diskussion, die Bernd Pfannkuche angestoßen hat, entwickelt sich weiter. Der Abriss großer, holzbeheizter Öfen mit Schwertschamotteausmauerung hilft gerade nicht. Steve Harrisons Artikel ist für mich deshalb eine Übersetzung wert, weil er nicht mit dem Zeigefinger auf andere deutet, sondern einfach darüber berichtet, was er selbst tut. Dass etliches in Deutschland aufgrund der traditionellen Überregulierung gar nicht möglich ist (jedenfalls zur Zeit), schmälert den Wert seiner Gedanken nicht.



Photovoltaikanlage auf
Steve Harrisons Werkstattdach
Foto: M. Böhm



Ofen von Steve Harrison

Die Holzbrandkonferenz

2.-5. 9. 2010

Text und Foto: Markus Böhm

Vortragssaal in Bröllin

Auch der Inhalt dieses Töpferblattes zeigt es: Der Holzbrand ist im Kommen, er wandert von der Peripherie des keramischen Schaffens immer mehr ins Zentrum. Menschen, von denen ich das nicht annehmen würde, interessieren sich für die Konferenz und Töpfer, die ich mit solchen Interessen nicht in Zusammenhang bringen würde, überlegen ernsthaft einen Holzbrandofen zu bauen. Insofern scheint die Konferenz einen Nerv zu treffen.

Uns war der Untertitel »Gemacht von Töpfern – für Töpfer« wichtig, geht es doch bei der Konferenz nicht (nur) um eine akademische Vortragsreihe zum Holzbrand sondern um viel mehr. Allerdings wurde ich auch schon gefragt, ob man auch als Nicht-Töpfer teilnehmen könne. Selbstverständlich kann jeder, der einen Beitrag zur Konferenz leistet, dabei sein. Die meisten werden sicher diesen Beitrag in finanzieller Form mit der Registrierungsgebühr leisten. Dies wird im Januar möglich sein, sie wird 250,- EUR betragen, im Vorverkauf bis Ende Juli 2010 210,- € für Schüler, Studenten und Lehrlinge 165,- € Diese Gebühr enthält die Vollverpflegung während der Konferenz. Es wird Anfang des Jahres 20 »Early-Bird-Tickets« zu 190,- EUR geben, wer dazu nähere Informationen

möchte, melde sich bitte bei markus@woodfire.net. Es war uns wichtig, den Konferenzbeitrag so niedrig wie möglich zu halten. Dazu haben wir Sponsoren und Geldgeber gesucht. Inzwischen ist die Liste schon recht lang und wird vielleicht auch noch länger, zu den im Internet genannten Firmen sind noch James Kasper in den USA, die Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung und die Hans-Henning Waltrich Holzverarbeitungs GmbH gekommen. Weitere Informationen zum Konferenzprogramm und zu den Seminaren sind unter www.woodfire.net erhältlich.

Eine andere Möglichkeit der Teilnahme ist es, sich als Helfer zu bewerben. Dafür wird es auch im Januar genauere Informationen im Netz geben. Interessenten dafür haben sich schon aus den USA, Australien, der Schweiz, Deutschland und Mexiko gemeldet.

Aber um noch einmal auf den Untertitel zurückzukommen: Ganz wichtig ist es uns, ein Klima der Gemeinschaft auf der Konferenz zu erzeugen, das James Coquia in seinen Worten über die Konferenz in Flagstaff 2006 (TB 1/2007) so beschrieb: »Eine Verbindung, die nicht in Worte gefasst werden musste, gefestigt durch eine milde Version des Ver-rückt-seins«.

Eine zentrale Rolle in diesem Zusammenhang wird ein ansonsten nutzloses (weil nicht zum Brennen von Keramik dienendes) Feuer spielen: das abendliche Lagerfeuer. Wer eine Gitarre oder ähnliches mitbringen oder mit seiner Stimme zur Stimmung beitragen kann, ist dazu herzlich eingeladen. Mit einem Ofenbauwettbewerb wollen wir allen Interessierten die Möglichkeit geben, sich schmutzig zu machen und durch die Zusammenarbeit über Ländergrenzen hinweg Kontakte zu knüpfen, die intensiv und haltbar sein sollen. Wir wollen junge Menschen für den Holzbrand gewinnen und Studenten und Lehrlinge in möglichst großer Zahl nach Bröllin locken, dabei soll neben der reduzierten Gebühr das preiswerte Zeltlager helfen. Außerdem sei an dieser Stelle auch noch einmal auf den vom Log Book ausgelobten Preis für junge bzw. neue Holzbrenner hingewiesen.

Natürlich sollen die Töpfer nicht nur wegen des Bei-Programmes kommen, das Programm selbst ist sehr interessant und international. Hier darüber zu schreiben, würde den Rahmen des Töpferblattes sprengen, auch gibt es nähere Informationen unter www.woodfire.net. Stellvertretend sei nur Dr. Isah Bolaji Kashim von der Federal University of Technology Akure (Nigeria) genannt, der auch über die im Rahmen von Entwicklungshilfeprojekten durch Westeuropäer in Nigeria gebauten Holzbrandöfen referieren wird.

Im September gab es ein internationales Vorbereitungstreffen in Alt Gaarz und Bröllin, von dem weitere wichtige Impulse für die Konferenz ausgingen. Coll Minogue und Robert Sanderson, Karin Flurer-Brünger, Jens-Peter Planke, Ute Dreist, Priscilla Mouritzen, Steve Harrison, Günter Haltmayer, Janine King, Külli Kõiv und Aigi Orav waren da. Erfahrungen vorangegangener Konferenzen wurden ausgewertet und neue Ideen entwickelt. Z. B. wird es neben den Vorträgen weitere, kleine Diskussionsgruppen zu spezifischeren Themen des Holzbrandes geben.



Studio I in Bröllin



Besprechung mit Joachim Manger und Robert Hein von Schloss Bröllin e.V.



Blick auf einen Teil der Gutsanlage



Ascheregen in Anna Eins

In der Töpferei Najorka wurde ein neuer Ofen gebrannt: Der Krauschwitzer Anagama hat seine Feuertaufe bestanden, die Brennergebnisse können sich sehen lassen

Text: Thomas Gebhardt, Fotos: Thomas Gebhardt, Christoph Zange

Der Ofen macht seine Sache gut. Man riecht ihn, kann ihn fühlen und hören. Seinen langsamen, ruhigen Atem ebenso wie sein forderndes Nach-Luft-Schnappen, sein japsendes Gurgeln und Einsaugen, dieses schnelle Wegatmen und so unbändige Verschlingen von Holz. Einfach so, einmal tief durch. Scheit um Scheit. Latten, Schwarten, Stämme, ganze Bäume wandern in den Ofen. Kiefer, Linde, Buche. Der Ofen nimmt sich, was er braucht, und ist allgegenwärtig. Jeder nähert sich ihm auf seine Weise.

Corina Conrad zum Beispiel. Immer wieder legt die 23-Jährige das Ohr an die hintere Kammer des Ofens und lauscht auf die Geräusche hinter der Mauer. Oder Volker Ellwanger – »so lange Flammen aus dem Ofen schlagen, kann keine Luft eindringen«, sagt er und weiß als Nestor der Keramik wie kein anderer um die Geheimnisse von Oxydation und Reduktion. Johannes Pusch wiederum entzündet gern einen Stumpen Paolo Santo zu all dem Qualm. Heiliges Holz aus Südamerika, das böse Geister vertreiben soll, und noch dazu gut riecht. Vorweihnachtlich, nach Vanille und Kokos. Und Leo, mit bürgerlichem Namen Ragnvald Leonhardt; er will es genau wissen: Jedes Erreichen einer neuen, runden Höchsttemperatur nimmt er als Zäsur und steckt das Pyrometer von der vorderen zur hinteren Ofenkammer, um dann die Zahlen zu verkünden. 200° C hier, 124° C dort, 364° C hinten bei 600° C vorn.

Krauschwitz in der Oberlausitz. Ein 4000-Seelen-Fleck an der polnischen Grenze, der seine Einwohnerzahl überwiegend aus der Eingemeindung umliegender Dörfer rekrutiert. Geschundenes Braunkohlenland, dünn besiedelt. Die Orte und Straßen sind zweisprachig beschildert; deutsch und sorbisch. – In Krauschwitz haben wir uns um den Ofen versammelt. Eine neunköpfige Brennergemeinde im Alter von 23 bis 76 Jahren ist aus ganz Deutschland in die Töpferei Najorka gekommen, um den neuen Ofen zu brennen.

Es ist nicht irgendein Ofen, den Kathrin Najorka und Christoph Zange im Sorbischen gebaut haben, sondern ein Anagama, ein asiatischer Hang- und Tunnelofen. Ein Solitär, zumal in diesen Breiten, stammen doch seine Vorbilder aus Korea, China und vor allem Japan, aus einer mehr als 1000 Jahre alten Brenntadition. Viele seiner Art gibt es nicht in Deutschland; nicht mal ein Dutzend.

Da steht er nun, der Dinosaurier; ein paar Meter hinter der Töpferei: Kathrin und Christoph haben gut vorgelegt. Sie haben Bücher gewälzt und Pläne studiert, haben Kongresse, Seminare und andere Töpfer besucht, Brennerfahrten und 10 000 Schamottsteine gesammelt, sie haben Säcke mit Mörtel und Sand herangekarrt, Keramikfasermatten, Stahlbewehrungen und Dachschindeln geschleppt, immer wieder

Holz gemacht und einen Platz bestimmt, dort ein offenes Ofenhaus gebaut und eine Grube für die Fundamente geschachtet.

Dann haben sie begonnen – und sich immer wieder gegenseitig Mut gemacht. Über die gesamte Bauzeit. Vier Jahre lang. Beim Grundaufbau haben sich die beiden am Dancing-Fire-Holzofen orientiert, so wie ihn Masakazu Kusakabe und Marc Lancet am Solano Community College in Fairfield, Kalifornien, gebaut haben, und dessen Form und Innenleben ihren Bedürfnissen angepasst. Der Krauschwitzer Anagama ist sechs Meter lang, durchschnittlich 1,80 Meter breit, dabei 1,50 Meter hoch und verfügt über zwei Kammern: Die 3,20 Meter lange Vorderkammer mit einer Gewölbe-Innenhöhe von 1,30 Meter und 4,5 Kubikmeter Fassungsvermögen ähnelt von außen betrachtet einem kieloben liegenden Schiff, ist im Prinzip wie ein Anagama konstruiert. Die Vorderkammer hat ein tiefgelegtes Feuerloch, eine darüber angeordnete Hauptfeuerung sowie seitlich zwei, jeweils hintereinander liegende Seitenfeuerungen. Die zweite, kleinere Kammer des Ofens von 1,70 Meter Länge, 1,90 Meter Höhe und einem Kubikmeter Innenvolumen gleicht der zweiten Kammer eines Noborigama, eines japanischen Mehrkammer-Handofens. Kathrin und Christophs Ofen baucht nach hinten; beide Kammern können separat, aber auch zusammen gefeuert werden.

Dreimal haben Kathrin und Christoph die kleine Kammer bereits gebrannt. Für die große bzw. den gesamten Ofen sollen diese Tage eine Premiere werden. Die Feuertaufe eben. Nicht zuletzt eine Uraufführung für uns alle: Obwohl lang hingestreckt daliegend ist der Anagama im übertragenen Sinn eine Art Kathedrale unter den Holzgefeuerten Keramiköfen. Und ihn zu brennen für alle Beteiligten ein Hochamt. Sechs, sieben, acht Tage wird ein Ofen dieser Art gefeuert.

Sonntag, 11. Oktober 2009. Vom ersten Tag an Dauerregen; mal von links, mal von rechts. Drizzle nennt man schwebenden Nieselregen, der beim Niedergehen stäubt und von allen Seiten kommt. Von dieser Sorte ist die Nässe, die uns umgibt und ganz langsam durch die Kleider dringt, während wir den Brand vorbereiten: Holz spalten, Segerkegel in Formen bringen, Putzelmase – also Trenn-



Foto: Christoph Zange

mittel – und Muscheln bereitstellen, Aluminium und Sand streuen, Ofenplatten und Brennstützen säubern und streichen.

Allein das Einräumen und Einbauen des Ofens braucht viereinhalb Tage. Hunderte Gefäße und Objekte wollen wir brennen, von der fingergroßen Figur bis zur brusthohen Vase. Kriecht man mit zwei Töpfen in den Ofen, kommt man mit mindestens einem wieder heraus. Manchmal aber auch mit dreien oder vieren. Jedes Gefäß, jede Platte oder Schüssel wollen vorsichtig und mit Bedacht platziert werden. Je nach Form, Ton- und Glasurtyp, je nach Temperatur, die das Material verträgt. Mal aufrecht stehend, mal geneigt oder liegend. Die Regale werden über Tage bis zu 1300°C sowie permanente Luftverwirbelungen aushalten müssen. Die Keramik in der vorderen Kammer wird teils unter Asche und Holz liegen, ebenso wie es die Objekte unter den Seitenfeue-



Foto: Christoph Zange



Foto: Thomas Gebhardt

rungen überstehen sollten, dass wir sie, wenn auch ungewollt, über Tage mit Holz bewerfen werden, als stünden wir vor der Büchsenpyramide einer Jahrmarktsbude. Nicht zuletzt beeinflusst jedes Stück auch seine Nachbarn – umgekehrt gilt das ebenso – in Schattierung, Ascheanflug und Feuerspuren, und ist mitbestimmend für die Flammenführung im gesamten Ofen. Wie beim Schachspiel: Bewegt man eine Figur, verändert sich auch die Stellung aller anderen zueinander.

Alles ist Premiere, auch das Schließen dauert: die Setzöffnungen der Kammern, jedes Loch, jede Spalte brauchen einen passenden Stein, wollen mit Keramikfaserplatten verstopft und »Schmotze« – Zugschmiermörtel aus Tonschlicker, Lehm, Wasser und Sand – verstrichen werden. Christoph flext eine dicke Bodenplatte aus Stahl als Abdeckung für das Feuerloch aufs passende Maß. Die Zugvorrichtung für die Ofenklappe bekommt größere Gewichte. Die Spalter arbeiten in wechselnden Teams. Tagein, tagaus. Nur Volker, der Grandseigneur unserer Gruppe, ist immer dabei, bis 20 Kubikmeter Brennholz in handliche dünne Scheite gespalten sind. Jeweils einen dreiviertel Meter lang. Übermannshoch entstehen die Stapel als Außenwände des Ofenhauses.

Donnerstag, 15. Oktober 2009, 18.20 Uhr. Ofen feucht. Platten feucht. Pötte feucht. Wir – feucht. Christoph beugt sich ins Feuerloch und zündet an. Dazu gibt's Linsen mit Kreuzkümmel und Kassler. 7° C sind's im Ofen bei 2° C Außentemperatur. Gefühlt liegt sie weit darunter. Wer nun denkt, der Ofen wird's schon richten, sieht sich getäuscht. Bis Samstagmittag wollen wir auf höchstens 300° C heizen. Der Krauschwitzer Anagama ist doppelwandig gemauert, mit einer dicken Zwischenschicht aus Keramikfaserplatten. Gut isoliert also. Links vom Ofen haben wir einen kleinen Schrein aufgebaut, und jeder aus dem Brennerteam hat etwas hineingelegt. Eine Muschel. Einen Schmetterling. Ein Tonmännchen. Eine Tonmöhwe. Eine Hagebutte. Eine Brezel. Einen Tannenzweig. Eine Eichel. Ein Schälchen für dies und das; meist Rotwein. Daneben eine Kerze, die brennt und nicht ausgehen sollte, solange wir brennen.

Am nächsten Morgen liegt draußen Schnee und auf dem Frühstücksteller Spiegelei mit gebratenem Speck. Das soziale Netz ist durch die Einräum- und Vorbereitungsphase bereits gut gespannt; die Küchen-Infrastruktur steht, das Sich-gegenseitig-zur-Hand-Gehen ist eingespielt. Jeder kommt mal mit dem Kochen dran und Mutter Najorka regelmäßig vorbei: mal mit Sauerkraut und Bauchspeck, ein andermal mit

Sauerbraten und Rotkraut. Beinahe täglich mit frisch gebackenem Kuchen. Pflaume, Kirsche, Apfel oder Stachelbeere. Auch die Abendversorgung klappt. Nur am Ofen sind wir noch in der Vorglühpphase.

Bis 550° C wollen wir lediglich fünf bis zehn Grad die Stunde erhöhen. »Ordnungsgemäß abbremse« nennt Leo das. Je langsamer gebrannt wird, desto besser – damit das Brenngut behutsam trocknen kann, das chemisch gebundene Wasser langsam aus den Gefäßen, Glasuren und dem Ofen entweicht, damit die Quarzspünge ohne Schäden am Scherben vorbeigehen, auch Ungeschrühtes standfest die Schrüttemperatur erreicht. Geheizt wird in vier personell wechselnden Zweierschichten à vier Stunden. Rund um die Uhr, 24 Stunden, ohne Unterlass. Christoph hat eine Woche Brenndauer als Zielvorstellung ausgegeben. Insofern können wir der Verantwortung dem Ofen gegenüber anfangs noch gemächlich nachgehen. Alle 15 Minuten zwei, drei Scheite nachlegen. Nicht mehr. Dennoch, und trotz aller Vorsicht: Welche glücklichen oder unglücklichen Zufälle Regie führen werden, wer weiß das schon?

Selbst bei steigender Temperatur im Ofen wachsen noch die Holzstapel. Das tiefer gelegte Feuerloch kann mit dicken Scheiten bestückt werden, obendrein spaltet tagsüber immer jemand. »Utensili in movimento, tools in motion«, heißt es auf dem Holzspalter, dessen Guillotine mit anderthalb Tonnen erbarungslos herunterfährt, sobald jemand die Greifarme zusammenführt. Ein Brechen, Knacken und Knirschen, ein Vierteln, Sechsteln und Achtern. Stündlich notieren wir die Gradzahl im Brennerbuch, dem Brandtagebuch, unserer Bibel auf Zeit. Freitagnachmittag schreibt Kathrin ihre Handynummer hinein – mit dem unmissverständlichen Zusatz »Notruf«. Die unbeabsichtigten Spalten zwischen den Steinen im vorderen Ofenbereich werden größer. Bei bester Sicht.

Im Ofen sind unterschiedlichste Arbeitsstile, Gefäße und Objekte, Tone, Porzellane und Massen, Glasuren und Engoben versammelt. Grüne Ware steht neben geschrühter, Gebautes neben Gedrehtem, übereinander, aufeinander, hoch schamottiert oder das genaue Gegenteil. Einige von uns haben Objekte speziell für den Anagama gearbeitet, andere mitgebracht, was sich noch in den heimischen Werkstatt-Regalen fand. Die Mischung: gerade richtig für das Einbrennen eines neuen Ofens. Passend, um hernach zu wissen, was geht und was nicht. Fürs nächste Mal.

Kathrin hat kräftige, auf dickem Fuß thronende Flaschen und Schalen aus Frohnsdorfer und Krauschwitzer Ton gedreht, dem sie ordentlich Sand und Kiesel beigemischt hat, zudem filigrane Porzellanbecher, so fein, dass deren Ränder Blättern im Wind gleichen. Christophs expressive, dickwandige Arbeiten finden als wagenradgroße Schüsseln, robuste Hanaire oder Jawan Eingang ins Feuer. Es sind Stücke mit viel Körpervolumen, mit vernarbten, kantigen Schultern für Feuerspuren und Ascheanflug. Juliane Herden – kurz Jule – hat Vasen mitgebracht, die zugleich Körbe sind, Flaschen, die auch Vasen sein können, und Objekte, die Ausblicke zulassen, zugleich Gefäße tragen und dabei an manche Landschaft Georgia O'Keeffes erinnern. Als zarte Melange unterschiedlicher Materialien und Formen. Friederike Dux reiste mit dem Zug an, konnte deshalb neben der Gitarre nur drei Arbeiten einpacken – mit Feingefühl gedrehte Schalen, aber deutlich einem Anagama zugeordnet. Volkers Arbeiten aus La-Borne-Tonen faszinieren durch ihre formale Strenge. Als Zugeständnis an den Anagama hat er dickwandiger gedreht als zu Zeiten seiner Berner und Mainzer Professur. Beinahe ehrfürchtig betrachten wir andere seine Teedosen mit innen liegendem, kranzlosem Deckel und aufgesetztem, zweitem Tassendeckel. Mal hat er eine Prise Rutil aufgetragen, mal einen Hauch Lavamehl aufgelegt, ein andernmal etwas Apfelbaum-Asche gestreut. Leo aus Halle hat einen Rundumschlag gewagt und vom gepinchten Gefäß über kraftvoll gekämmte Platten bis zu schwungvollen Kalebassen ganz unterschiedliche Objekte dem Feuer anvertraut.

Samstagmittag ist der Ofen außen handwarm; »unser« Ofen. Bei 325°C im Inneren. Etwas Beruhigendes geht von ihm aus. Friedvolles. Nun wärmt er – ist Marktplatz und Hafen zugleich, jedenfalls der Ort, an dem alle Neuigkeiten ihren Anfang nehmen. Ihm gilt der erste Weg am Morgen. Wer erfahren will, wo's brennt, muss am Ofen nachfragen. Das bringt auch eine neue Gruppendynamik und spezielle Ofengespräche hervor. Sie kreisen um die Themen Thermoelement versus Segerkegel, Vorteile eines gewölb-



Foto:Thomas Gebhardt

ten Feuerlochs gegen jenes mit waagerechter Decke, bei welcher Temperatur beim Heizen Tempo aufzunehmen ist und so weiter.

Vor dem Feuerloch steht ein Sofa in gebührendem Abstand, daneben eine gegossene Steinbank, mit Sitzbrettern und Matten belegt. Genügend Platz für alle. Ein Holztischchen nahebei, darauf Handschuhe, Schals und Kaffee sowie Nachtschicht-Überlebensbeutel. 300 Gramm Gummibärchen mit kurzer Lebensdauer. Fünf Stufen führen hinunter zum Ofen. Wo ein Bodengefälle fehlt, muss man es simulieren, um einen Hangofen zu bauen. So beginnt die Vorderkammer des Anagama unter Bodenniveau. Kathrin und Christoph haben seine Außenhaut noch nicht mit Lehm verstrichen, sodass wir auf den Ofen schauen wie auf das Gewölbe einer Kirche. Hier und da ragen noch Eisenbewehrungen aus Steinstützen und Betonrahmen. Manches wirkt provisorisch, erhebt sich gegen die Perfektion des Fertigen. Drumherum Krauschwitzer Füllboden. Längst haben Regen, Schnee und Nässe alles außerhalb des Ofenhauses zu Matsch gemacht. Der Weg zur Werkstatt, eine einzige Rutschpartie. Ganz Krauschwitz steht auf Ton.

Sonntagmorgen. 2.30 Uhr stößt die Nachtschicht noch auf die erreichte 500°C-Marke an. Schon 7.30 Uhr zieht die Morgenschicht das Feuer aus dem Feuerloch nach oben, in den Ofen also, da sich die Temperatur ab 540°C im tiefer liegenden Feuerloch nicht mehr bewegen lässt. Trotz häufigen Ausnehmens des Glutbetts. Dann geht bei hinten geöffnetem Schieber alles sehr schnell: 9.00 Uhr, 773°C.; 10.10 Uhr, 920°C.; 11.50 Uhr, 1000°C. Jene, die erst gegen Mittag zum Ofen kommen, weil sie vor- oder nachschlafen müssen, trauen ihren Augen kaum und glauben zunächst,

jemand habe das Pyrometer zwischenzeitlich von Celsius auf Fahrenheit umgestellt.

Ein Anagama hat gegenüber den meisten anderen Holzbrandöfen den Vorteil, dass man mit jedem Nachlegen auch einen Blick auf das Brenngut werfen kann. Schließlich sind Brenn- und Besatzkammer eins. Da stehen oder liegen sie, die Pötte. Inmitten der Flammen, die gegen sie anbranden. So zügellos, scheinbar völlig enthemmt. Längst glänzt der Scherben. Insofern kann man beim Anagama immer auch ein bisschen auf Sicht fahren, müssen wir uns nicht ausnahmslos auf Segerkegel und Pyrometer verlassen. Dennoch stehen in allen einseh- und erreichbaren Ofenbereichen Ziehproben und Segerkegel. Wie kleine Dreizacke ragen sie auf, als erhebe sich Poseidon aus dem Meer oder der Teufel aus dem Höllenschlund: die 1230er-, die 1300er-, die 1320er-Kegel. Die Temperaturunterschiede in einem solch großen Ofen sind groß. Rotglut wird gerade zu Gelbglut, während im vorderen Bereich der ersten Kammer bereits die 1230°C-Kegel gefallen sind und der 1300er wie der schiefe Turm von Pisa dasteht. Schön aufrecht, aber gerade eben noch so. Schon am dritten Tag kommt nur noch Volker rasiert zur Schicht.

Die Asche läuft, vorn mehr als hinten. Die Stimmung am Ofen steigt mit den Temperaturen im Ofen. Drinnen glühen die Töpfe, draußen die Wangen beim Nachlegen. Unsere Handschuhe sind nur bis 500°C Kontakthitze und 350°C Dauerhitze ausgelegt und manch einer schüttelt sie sich mit schnellen Bewegungen von den Händen, wenn es mal zu viel Kontakt oder zu lang andauernd war. Rock'n Roll am Feuerloch. Auch die Holzstapel werden kleiner, während Jule die sieben Wege des Muzai No Nanahuse Gyo vorträgt und im Brennerbuch notiert, dass wir sie von Stund an befolgen. Es geht um Weisheit, Frieden und Glück; zu erreichen durch freundliche Beachtung (»Gensek«) des anderen, ein Teilen des Lächelns (»Waganetsusiskiki«) mit anderen oder das Benutzen von Wörtern, die auch andere freundlich stimmen (»Gonjisek«). Letzte Spinnen ziehen sich vom Ofen zurück.

Kathrin lebt schon vom ersten Tag »Boushasek« vor, den Weg der Gastfreundschaft, und »Shoza-

se«, den Weg, es anderen so bequem wie möglich zu machen – unter Aufgabe eigener Bequemlichkeit. Ihr Haus gleicht Wallensteins Lager. Jede horizontal gepolsterte Fläche ist Bettstatt geworden. Ein Kommen und Gehen. Abends sitzen wir noch zusammen. Erzählen, machen Musik oder sehen Videos über die Drehtechniken von Ken Matsuzaki, Uwe Löllmann beim Anagamabrand und uralte chinesische Brenntechniken, die im Reich der Mitte bis heute angewandt werden. Westliche Brennöfen sind im Vergleich damit zu hochkomplexen Brenncomputern mutiert.

Wie keramikversessen oder den Pöten verfallen muss jemand sein, der wie Kathrin einen Kasseler Ofen mit 16 Kubikmeter Fassungsvermögen und drei Elektroöfen in der Werkstatt hat, um sich einen weiteren Ofen wie den Anagama zu bauen? Mit mehr als fünf Kubikmetern Innenraum – der sich nicht allein brennen lässt, den die beiden wohl höchstens zwei Mal im Jahr brennen werden. Aber wie mutig auch, leidenschaftlich, auch voller Energie muss jemand sein, der ein solches Projekt angeht? Hat sich in Fernost ein Ofen dieser Art schnell amortisiert, angesichts von bis zu einer halben Million Euro, die für eine gelungene Teeschale ausgegeben werden, muss man in unserem Kulturkreis schon einige Dutzend Male brennen, um die Kosten nur halbwegs wieder einzuspielen. Aber geht es darum?

Montag, Friederike hat Geburtstag. Der 26.! Sie ist eine der Jüngsten am Set, aber die Einzige aus dem Team, die schon mal einen Anagama gebrannt hat. In Südeuropa, bei Nic Collins, einer Legende des Anagamabrandes. Nun auch in Krauschwitz, wo sie den Tag gemeinsam mit Volker mit der Vier-bis-acht-Uhr-Schicht beginnt. Neumond. Und seit dem Morgen tanzt eine kleine Flamme aus einem Loch oben auf dem Ofen wie eine Geburtstagskerze. Auch die Natur hat ein Einsehen. Endlich: Die Sonne kommt raus. Erstmals seit Tagen ist es warm und wird richtig hell. Der Wald, die Wiese versuchen mit ihren Gerüchen gegen den Ofen zu halten. »Viel Glück und viel Segen«, und alle singen mit. Heute wird auch dickes nasses Lindenholz gefeuert. Gegen Mittag überspringen wir erstmals die 1200°C-Marke, kommen allmählich auf Betriebstemperatur und taufen den Anagama auf den Namen »Anna Eins«. Der Name kommt nicht von ungefähr: Kathrin betreibt die Töpferei Najorka in fünfter Generation; schon 1896 hat ihr Urgroßvater Matthäus den Familienbetrieb gegründet. Den nötigen Ton holte er mit einem Schienenhund aus dem nahen Wald, die Braunkohle zur Feuerung der Öfen ließ sich ebenfalls im Tagebau fördern. Sie lag buchstäblich vor der Werkstatttür. Kathrins Großvater wiederum füllte in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts die alte Braunkohlengrube Anna I mit dem Aushub der nur einen Steinwurf entfernten neuen Grube Anna II. Auf der zugeschütteten Grube aber bauten Kathrin und Christoph ihren Anagama.

»Anna Eins« also! Anagama ist nun eine Frau – und ihre erste Nacht nach der Taufe sternenklar. Eine neue Vier-Stunden-Schicht, eine neue ewige Kerze am Schrein. Sobald wir die nächsten Scheite in die Hauptfeuerung werfen, leckt das Feuer mit langen Zungen aus dem Ofen, greift nach Händen, Armen und Nasen, streicht an Ohren und Augenbrauen entlang. Temperaturen um den Nullpunkt; unter einem weiten Himmel. Die Schläge aus dem mehrere Kilometer entfernten Stahlwerk Keulähütte dringen zu uns herüber, auch der Panzer- und Geschützlärm vom Truppenübungsplatz Oberlausitz, der bis an den Rand der Krauschwitzer Ortsteile Sagar, Pechern und Werdeck reicht. Wummerbässe. Die Nacht brummt.

Dienstag. Anna Eins serviert Bratapfel und Glühwein für die Nachtschicht; und irgendwann verstummt auch das Gefechtschießen am Ortsrand. Hat Krauschwitz kapituliert oder Wichtigeres zu tun, als sein Pulver zu verschießen? 4.20 Uhr, 1236°C: Kathrin und Christoph legen zum ersten Mal in den Seitenfeuerungen auf. In den vorderen wie auch den hinteren. Bei nahezu gleicher Temperatur in beiden Kammern. Von nun an heizen wir im Rhythmus links vorn, rechts vorn, links hinten, rechts hinten, Mitte; und geben das schnell wieder auf, da die Temperatur in der hinteren Kammer zu schnell steigt, die in der vorderen dagegen unaufhaltsam fällt. Es bleibt bei links vorn, rechts vorn, Mitte. Vorder- und Hinterkammer haben nun nahezu die gleiche Temperatur. Hinten ist sie höher als gewollt, genauer gesagt: Zu diesem Zeitpunkt viel zu hoch.

Am Vormittag angelt Christoph eine erste Ziehprobe aus der vorderen Kammer. Der Probekörper ist oben mit einer sanftgrünen Seladon-Glasur überzogen, über die zwei dicke Tamadare laufen. Glasurträ-



Fotos: Thomas Gebhardt



Foto: Christoph Zange



nen, die, wenn sie zu weit auslaufen, die Gefäße an den Platten festkleben lassen. Unten ist das Tonkörbchen so gut wie nackt, zudem kaum reduziert. Die Stunden vergehen mit Heizen sowie Wie-nun-weiter- und Asche-Anflug-Strategie-Diskussionen, wobei die Grenzen zwischen den Lagern fließend sind. Der Ofen macht seine Sache gut – aber wir wollen ja auch noch ein Wörtchen mitreden. Vor allem durch die Seitenfeuerung betrachtet, entfalten die inzwischen weißgelb glühenden Gefäße ihren Zauber, laufen Quarz, Feldspat und Asche, als gäbe es kein Halten mehr. Längst flimmert die Luft über Anna Eins, steht das offene Ofenhaus vor Hitze, züngelt der Fuchs über dem sechs Meter hohen Schornstein mitunter ein bis anderthalb Meter hoch, ist auch am Tag gut zu sehen.

Erste Wetten machen die Runde, wie lange wir wohl brennen werden? Wenn der Zug rollt, dann rollt er, sagen jene, die für ein Halten der Temperatur und Weitermachen sind. Immer mal runtergehen, dann wieder hochheizen, halten andere für den besseren Weg und reden von der unter 1150° C zäher werdenden Glasur, auf der mehr Asche haften bleibt, sodass sich bei einem mehrmaligen Temperaturwechsel stärkere Glasurschichten aufbauen. Mehr als Reduzieren geht nicht, vertreten wiederum andere den wohl entscheidenden Punkt. »Grenzüberschreitung, Tamadarepopulation, Gefäßschwundrisiko«, heißt es dazu im Brennerbuch, nicht ohne an die Wege des Muzai No Nanahuse Gyo zu erinnern, dessen Name uns mittlerweile leicht von Zunge geht: »Weg 5 – ‚Sinse‘, Der Weg der Rücksichtnahme. Versetzen Sie sich in den anderen. Versuchen Sie, die Dinge von seinem Standpunkt aus zu sehen!« Jule muss los. Sie fährt 16.30 Uhr mit der Bahn ab Weißwasser; morgen schon wird sie in Leipzig ihren Stand auf der Grassimesse aufbauen. Wir nehmen eine weitere Ziehprobe. Diesmal aus dem Backstage-Bereich der Vorderkammer. Noch hat sich wenig getan auf dem Scherben – ein kaum wahrnehmbares Seladon, das mehr an Mäuschengrau erinnert als an Grün.

Ab 18.00 Uhr stopfen wir die Seitenfeuerungen – vorn und hinten, um das Feuer in die hinteren Ofenregionen zu ziehen. Manch Gesicht ist rußge-

schwärzt. Zeit für Sichtschutzkappen, asbestarmierte Armstulpen und silberglänzende Schürzen aus der Stahlindustrie. Links, rechts, Mitte. Links hinten, rechts hinten. Links, rechts, Mitte. Der Ofen reduziert ohne Unterlass, dazwischen kurze Oxydationsphasen, der Fuchs schießt in den Himmel, als würden wir einen Countdown herunterzählen. Fünf, vier, drei, zwei, eins ... Baikonor oder Cap Canaveral in der Oberlausitz. Der Ofen atmet. Das Feuer schlägt in Wellen heraus, wogt hin und her, kaum sind die Feueröffnungen offen. Dazu ein paar Böller vom Bundesheer. Krauschwitz, ein flammendes Inferno. Bereits seit Mittag steht ein großer Eimer mit Wasser neben dem Ofen.

Einen Anagama zu feuern, das heißt Brennen auf direktem Weg. Da ist irgendwann nichts Zaghaftes mehr, nichts Lasches. Was treibt uns an? Befeuert uns, die wir den Ofen feuern? Wer nur den ganz besonderen Brand im Kopf hat, die außergewöhnlichen Brennergebnisse, dem wird sein Vorwissen zum Problem, der spekuliert auf kalkulierbare Brennergebnisse und programmiert Enttäuschung vor. Selbst mit einem Ofen, der schon 30, 50 Mal gebrannt wurde, ist das nur bei manchen Stücken zu erreichen, geschweige denn mit Anna Eins, die ihren ersten Brand macht. Schon haben wir erste Risse und Brüche an manchem Gefäß im Ofeninneren ausgemacht.

Der Ofen atmet in der Nacht auf Mittwoch wieder in ruhigen Zügen. Bedeckter Himmel bei angenehmer Wärme und moderatem Gefechtschießen. Fünf Tage brennen wir bereits. Mehr als 120 Stunden und noch kein Ende abzusehen. »Dit muss richtig uff de Platten kleben«, sagt Corinna über die erste Flaschenprobe aus dem Ofen. Darauf ein kräftiges Grün mit satten Tamadaren. Circa 20 Kubikmeter Holz sind verfeuert. In der »Schallerfleppe de luxe«, dem Liederbuch der wandernden Gesellen, finden wir das Lied »Schilf«, in dem es heißt, »Asche ist auf die uralten Steine wie weißer Staub geweht.« Genau. So wollen wir's haben. Genau das: Asche auf uralten Steinen wie weißer Staub. Und das Ganze möglichst als Glasur! Die Temperatur liegt beharrlich zwischen 1150°C und 1180°C. In den Seitenfeuerungen hat sich das Glutbett zu hoch aufgetürmt, sodass Anna Eins einstweilen nicht mehr Temperatur hergibt. Trotz ihres Flammenmeers.

Mittwochvormittag. Der Ofen kommt erneut auf Touren und lässt sich mühelos zwischen 1220° C und 1260° C halten. Wir sind etwas vertrauter mit ihm, wissen ihn besser zu nehmen, ohne ihn wirklich zu kennen. Zum Mittag gibt's Vegetarischer von Friederike als Kontrapunkt zur Völlerei und zum Fleischüberhang der zurückliegenden anderthalb Wochen. Zudem den Spruch des Tages von Christoph, bevor er in der Seitenfeuerung die Glut schürt: »Wir wollen's dem Ofen ja nicht zu leicht machen«, sagt er und legt ordentlich nach. Ersten Ermüdungserscheinungen bei der Stammmannschaft wirken neue Leute entgegen. Conny Lehmann ist aus Burkau gekommen und übernimmt eine Nachtschicht. Frank Bertko aus Krauschwitz tut ein Gleiches, obwohl die Vier-bis-acht-Schicht nicht eben zu den angenehmsten gehört. Für die Stammbrenner geht nachts ohne Kaffee nichts mehr und auch der Vorrat an gespaltenem Holz zur Neige.

Donnerstag, 22. Oktober. Der Tag der Entscheidung. Weiter brennen oder Schluss machen? »Life is a highway« singt Joe Cocker! Aber was tun, wenn alle paar Meter zig Wege abzweigen oder die nächste Kreuzung kommt? Was dann? Jetzt haucht der Ofen nur noch, ist ganz leise am Werk, als wolle er sich still zurückziehen oder als wäre er bereits erloschen. Dabei hält er konstant die Temperatur: Um 1240° C, plus minus 15 Grad. Ein Wunderwerk des vorindustriellen Zeitalters aus Fernost, dass sich Kathrin und Christoph da hinter Rabatten und Gartenteich gesetzt haben. Auf die grüne Wiese. Das Laub der Bäume wird immer herbstlicher; bunter, kunterbunter. Am Ofen taucht der Schriftzug »Anna 1« auf. Ruß auf Schamott. So lieben es die Anagamabrenner.

Gipfeltreffen am Ofen, G4 in Krauschwitz. Die Diskussionswogen nach dem Frühstück gehen hoch: Uns fehlen Erfahrungen mit diesem Ofen, Erlebnisse und Ergebnisse. Nur noch eine Ziehprobe ist in der vorderen Kammer; alle anderen haben wir bereits herausgefischt oder in der Asche versenkt. Wie also lässt sich die Frage beantworten, ob wir noch ein, zwei Tage weiter brennen oder das Ausbrennen einläuten sollen? Uns alle treibt die Sorge um, den Ofen Tage später zu öffnen und sagen zu müssen: Hätten wir



Vase von Kathrin Najorka
Foto: Christoph Zange

Vase und Foto: Christoph Zange



doch noch etwas länger gebrannt! Aber wie und vor allem wann begegnet man diesem »hätte«? Denn irgendwann muss Schluss sein. Da man nicht weiß, was falsch ist, kann man auch nicht wissen, was richtig ist? Ofen- und Hofhund Äbi kommt zum morgendlichen Kraulritual, lässt sich von der kurzzeitig angespannten Atmosphäre nicht beeindrucken, bemerkt aber auch, dass es auf der Stahlplatte über dem Feuerloch weit wärmer ist als an den anderen Tagen. Reden ist wichtig. Überlegen auch. Die Argumente der anderen mit einbeziehen, abwägen, bedenken. Dann entscheiden. Nicht halbherzig, besser aus Überzeugung. Die letzte Ziehprobe kann da nur helfen.

Gegen elf die Entscheidung: Wir beginnen zu reduzieren, brennen aus. Das heißt: Wir trimmen die vordere Kammer nochmals auf 1250°C und heizen währenddessen auch die über Tage vorgeheizte hintere Kammer hoch. Bretter voller Soda wandern ins Feuer der zweiten Kammer, das nach und nach über den Scherben vaporisiert. Dann reduzieren wir vorn, stopfen den Ofen randvoll mit Holz und Holzkohle, als gelte es Anna Eins zu sabotieren und ihren Kern zur Schmelze zu bringen. Derweil Christoph hinten noch Ziehproben fischt, füllen wir vorn bereits Löcher mit Steinen, Keramikfasermatten und Schmotze. Während der Reduktion wirkt der Ofen fragiler, verletzlicher als sonst. 14.10 Uhr geben wir ein letztes Mal Soda in die Salzkammer; insgesamt werden es sechs Kilogramm bei reduzierender Atmosphäre und einigen Wassergaben via Pferdespritze. 14.35 Uhr schließen wir die Hauptfeuerung und die Seitenfeuerungen; 15.05 Uhr ist auch die letzte Öffnung abgedichtet.

Mit dicken schwarzen Rauchfahnen verabschiedet sich der Ofen. Von uns, von Krauschwitz, von der Luftzufuhr. Für dieses Mal. Jetzt holt er sich den letzten chemisch gebundenen Sauerstoff aus Scherben, Engobe und Glasur. Sorgt hoffentlich für Farbe. – Und plötzlich ist es vorbei. Wir treten aus dem Ofenhaus. Holen Luft. Gehen wieder zum Ofen, der uns nun nicht mehr braucht. Wie eine Kathedrale steht er da, dieser langsame Brüter. Noch glüht es in seinem Inneren. Aber wir haben ihn bereits abgeschaltet. Ob er – und letztlich wir – unsere Sache gut gemacht haben, wird sich erst

Ascheregen in Anna eins

erweisen, wenn wir Anna Eins öffnen. In sieben, acht, neun Tagen. Auch das wird eine Premiere. »Danke Anna Eins!«, hat jemand schon heute ins Brennerbuch geschrieben. Ja, danke, und angestoßen haben wir auch schon auf dich. Für den Moment aber gilt, was Volker lächelnd, aber auch ein wenig überrumpelt sagte, als wir nach 164 Stunden und 45 Minuten, nach 30 Kubikmetern verfeuerten Holz ins Freie traten: »Die Schlacht ist geschlagen!«

Zum Brenner-Team gehörten:

Corina Conrad, 23, lernte in Lenzen in Mecklenburg-Vorpommern; Krauschwitz ist eine ihrer ersten Stationen als wandernde Gesellin.

Friederike Dux, 25, stammt aus Bielefeld, hat das Töpferhandwerk in Landshut gelernt und macht nun in Deutschland und andernorts weiter.

Volker Ellwanger, 76, emeritierter Professor der Keramik in Bern und Mainz, hat seine Leidenschaft für den Holzbrand spät entdeckt und wohnt heute im Schwarzwald.

Thomas Gebhardt, 46, lebt in Leipzig, Journalist mit Praktika in mehreren Töpfereien, kann mit dem Wort noch besser umgehen als mit der Töpferscheibe, lernt aber weiter.

Juliane Herden, 30, Diplom für Bildende Kunst von der Burg. Glaubt, dass man das keramische Rad nicht neu erfinden kann und tut's dann doch. Respektvoll und frech zugleich.

Ragnvald Leonhardt, 53, kurz Leo. Einer aus der legendären Heiligendamm-Riege. Lebt in Jena; pincht, poliert und belegt Keramik mit Blattgold, macht Rauchbrände und Raku.

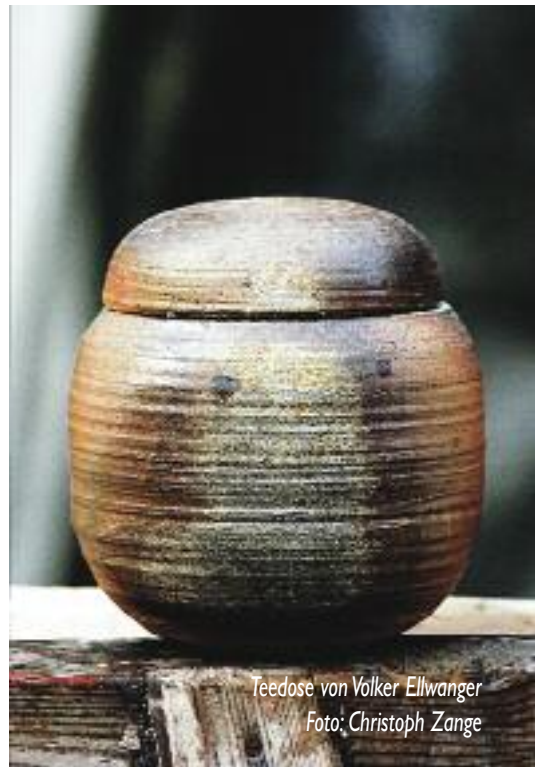
Kathrin Najorka, 49, aus alter Krauschwitzer Töpfer-Dynastie. Hat die Tradition abgestreift und zugleich bewahrt, indem sie Zeitloses sucht – und immer wieder findet.

Johannes Pusch, 27, bester Töpfer-Geselle seines Jahrgangs, Rastaman, Jongleur und Feuerkünstler; stammt aus Chemnitz, lebt in Leipzig und dreht großmeisterlich.

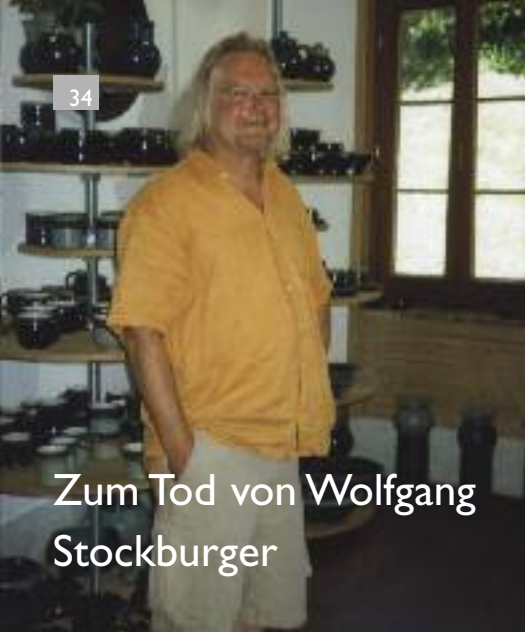
Christoph Zange, 57, Fotograf, Fotokünstler und keramischer Quereinsteiger, dem keine Tradition im Wege steht, der sich aber dennoch auf sie bezieht. Lebt in Stuttgart.



Vase von Thomas Gebhardt
Foto: Christoph Zange



Teedose von Volker Ellwanger
Foto: Christoph Zange



Zum Tod von Wolfgang Stockburger

Am 27. Oktober 2009 verstarb unser Kollege und Freund Wolfgang Stockburger bei einem Unfall direkt vor seinem Haus in Buttenhausen. Die Beerdigung war am 31. Oktober 2009 ebenfalls in Buttenhausen unter großer Anteilnahme...

Wolfgang Stockburger wurde am 30. August 1954 in Stuttgart geboren und besuchte da das humanistische Gymnasium. 1972/73 war er für ein Jahr als Austauschschüler in den USA, eine sehr prägende Zeit. Dort reifte der Entschluss mit den Händen arbeiten zu wollen.

Zurück in Stuttgart folgten verschiedene, ausführende Praktika. Er begann 1977 eine Lehre als Keramiker bei Karlheinz Sommers in Lichtenstein-Unterhausen und wechselte nach Schließung der Werkstatt an die Freie Kunstschule Nürtingen. Die Gesellenprüfung legte er 1979 ab, die Meisterprüfung 1981.

Seit 1980 arbeitete Wolfgang selbstständig als Keramiker und Künstler in Buttenhausen. In seiner Werkstatt arbeiteten bis zu 5 Mitarbeiter und er bildete gut ein Dutzend Lehrlinge erfolgreich aus. Etwa 15 Jahre engagierte er sich im Gesellenprüfungsausschuss der Keramikerinnung Baden-Württemberg und zeitweise im Berufsbildungsausschuss. Geprägt durch schlechte eigene Erfahrungen, setzte er sich immer wieder für eine freundliche, ent-

spannte und kollegiale Prüfungsatmosphäre ein.

Bei seiner Arbeit in der Werkstatt konzentrierte sich seine gestalterische Herangehensweise auf Funktionalität und Gebrauchsfähigkeit seiner Keramik. Neben freigedrehtem Geschirr entstanden umfangreiche baukeramische Arbeiten. In den letzten Jahren widmete er sich neben seiner handwerklichen Arbeit rein künstlerischen Projekten und beteiligte sich an verschiedenen Ausstellungen.

Von Anfang an war das alte Schulhaus in Buttenhausen nicht nur Werkstatt, sondern sein Lebensmittelpunkt und für viele ein wichtiger Treffpunkt. Von hier aus führten ihn Reisen nach Korea, Australien, Japan und immer wieder in die USA.

Die Werkstatttür stand jedem offen, Fremden, Kollegen und Freunden gleichermaßen. Bleibende Erinnerung sind die freimütigen Gespräche im Kollegenkreis über die eigene Arbeit, Erfolge und Erfahrungen in der Werkstatt und die vorbehaltlose Kollegialität. Dass unser Verein »Keramik in Baden-Württemberg« heute so geschlossen und gleichzeitig so offen nach außen da steht, dazu hat Wolfgang viel beigetragen.

In Wolfgang paarten sich ein bodenständiges Element und der sichere eigene Standpunkt mit einem beweglichen, weltoffenen Geist und Witz, zu dem charmanten, freundlichen und verbindlichen Menschen wie er mir in Erinnerung ist.

Eine Institution war Wolfgangs Atelierfest. Fast 30 Jahre lang war es für viele ein zentrales und außergewöhnliches Ereignis im Jahr. Hier trafen sich Jung und Alt, Menschen aus der Stadt und vom Land, aus allen Berufen. Menschen - vor allem auch unterschiedliche Menschen - zusammen zu bringen war eines der zentralen Anliegen von Wolfgang Stockburger.

Wir sind sehr traurig, dass Du nicht mehr bei uns bist.

Alfred Schließler

KERAMIK IN BADEN-WÜRTTEMBERG e.V.

Kartoffelsuppe satt am Flörsheimer Töpfermarkt

Christof Seck

Fast 70 kg Kartoffeln, etliche Kilo Zwiebeln, Karotten und Lauch und viele fleißige Hände haben für einen erfolgreichen Suppenverkauf am Flörsheimer Töpfermarkt (Main-Taunus-Kreis) gesorgt. Am vergangenen Wochenende verkauften die Helfer der Flörsheimer Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB) zusammen mit der Hessischen Keramikerinnung über 250 Suppenschalen, die mit einer leckeren hausgemachten Kartoffelsuppe gefüllt waren und einer Scheibe frisches Bauernbrot als Beilage. Die Suppenschale konnte, wie immer, als Erinnerung mitgenommen werden.

An den beiden Tagen herrschte um die Mittagszeit am »Empty-Bowls-Stand« reger Publikumsverkehr. Die Gäste konnten sich eine passende Suppenschale aussuchen, die von den teilnehmenden hessischen Töpfern zuvor zahlreich gespendet worden waren. Die Nachfrage war so groß, dass die Suppe und sämtliche Schalen am Sonntagmittag ausverkauft waren.

Seit 2006 beteiligt sich die Hessische Keramikerinnung auf dem Flörsheimer Töpfermarkt an der »Empty-Bowls-Aktion«, einem Hilfsprojekt von Töpfern gegen den Hunger in der Welt, also schon im 4. Jahr!

Ein herzliches »Dankeschön« gilt der Flörsheimer KAB, der Hessischen Keramikerinnung, der Stadtverwaltung Flörsheim am Main sowie allen Gästen, die am Flörsheimer Töpfermarkt diese weltweite Aktion wieder erfolgreich unterstützt haben.

Der Erlös wird zu 100% dem Kindermissionswerk in Aachen zugunsten der Einrichtung »Ein Zuhause für Kinder« in der Flörsheimer Partnerdiözese Libano-Honda in Nordtolima (Kolumbien) zur Verfügung gestellt. Durch diese Einrichtung erhalten ca. 100 »Straßenkinder«

ein neues Zuhause, Mahlzeiten, eine religiöse Erziehung und eine Schulausbildung. Einige hundert Kinder aus der Umgebung profitieren ebenfalls von dieser Einrichtung.

Nähere Informationen gibt es dazu im Internet unter: <http://www.pfarramt-floersheim.de> und in der dortigen Fotogalerie.





Werner Rauschhardt wird 60

Hendrik Schöne

Meine erste Begegnung mit Werner Rauschhardt hatte ich 1982 zur 9. Kunstausstellung der DDR in Dresden.

Seine schnörkellosen, klaren Arbeiten ließen mich fortan nicht mehr los.

Auf das Wesentliche reduziert spiegeln sie den Bezug zu seinem künstlerischen Elternhaus, der Vater Holzbildhauer, Urgroßvater und Großvater anerkannte Violinisten, in welches er 1949 in Dermbach/Rhön geboren wurde,

genauso wieder wie seine seelische Verbundenheit zu Henry Moore. Seine Kindheit verbrachte er in Empfertshausen und Kaltenlengsfeld.

Nach seiner Holzbildhauerlehre im VEB Rhönkunst nahm er, während seiner Armeezeit in Berlin, an einem Bildhauerzirkel bei Professor Damerow teil.

Ab 1972 studierte er an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden bei den Professoren Walter Arnold und Helmut Heinze, und schloss das Studium mit Diplom bei Prof. Gerd Jaeger ab. Künstlerische Weggefährten dieser Zeit sind Siegfried Klotz, Frank Maasdorf, A. R. Penk und Siegfried Adam.

Nach dem Studium lebte er freiberuflich in Zwickau, wo eine enge Verbundenheit zur Karl-Marx-Städter Künstlergruppe »Clara Mosch« entstand.

1979 begann wohl einer seiner intensivsten Lebensabschnitte, die Sommeraufenthalte im Künstlerhaus Nadelwitz bei Bautzen (Außenstelle der HfBK Dresden). Das aus diesem völlig desolaten, ehemaligen Herrnsitz, unter sozialistischen Bedingungen, eine der wohl schönsten Arbeits- und Begegnungsstätten für Studierende und Künstler wurde, ist vor allem seiner Ausdauer, Kraft und handwerklichen Profession zu verdanken.

Dort konnte er, als Lehrer für Bildhauerei und Plastisches Zeichnen, wohl das Schwierigste, aber auch Schönste erfahren: hoffnungsvolle junge Menschen zu Künstlern werden zu lassen. Das geht nur durch Bescheidenheit, nie im Vordergrund stehend, hilfsbereit, gütig, offen für alle Fragen und Probleme.

1987 erfolgte der Umzug nach Bautzen. Nach der Auflösung des Künstlerhauses, 1994, zog er mit seinem Atelier nach Steindörfel bei Hochkirch/Lausitz. In dieser Zeit erwarb er den »Steinrestaurator im Handwerk«. 1998 zog er mit seinem Atelier nach Dresden.

Seit 1989 arbeitet er vorwiegend in der Denkmalpflege in den Materialien Stein, Holz und Stuck. Die Restaurierung solcher bedeutender Arbeiten wie die des Reiterstandbildes

»König Albert von Sachsen« in Bautzen, der Gotischen Kreuzigungsgruppe am Schülertor in Bautzen, der Holzrestaurierung im Schwurgerichtssaal in Bautzen, die Erneuerung von Stuckelementen an denkmalgeschützten Fassaden in Dresden, Bautzen, Döbeln, Kirschau, Görlitz u. a. Orten, sind ihm zu verdanken. Nicht zu vergessen, die Arbeit am sogenannten Rietschelgiebel, des Bildhauers Ernst Rietschel. Das Werk zeigt die Figurengruppe mit dem Titel »Allegorie der Tragödie«, welches sich ursprünglich an der Nordwand des 1. Dresdner Hoftheaters befand, und heute am Burgtheater auf der Ortenburg in Bautzen zu sehen ist. Ihm ist auch die Restaurierung des Denkmals für den wohl bedeutendsten Förderer des sorbischen Schrifttums des 19. Jahrhunderts, Michael Hornik, auf dem Nikolaifriedhof in Bautzen zuzuschreiben. Für diese Arbeiten erhielt er 1994 den Bundespreis für Denkmalpflege Sachsen.

Ab 2001 galt sein ganzes Wirken dem Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche. Für diese schuf er mehrere Bildhauermodelle.

Eine Vielzahl seiner Arbeiten befinden sich heute im öffentlichen Raum, u. a. in Chemnitz, Olbersdorf, Weißwasser und Zwickau, »Der tanzende Tschetschene« im Museum Dermbach oder die Weihnachtskrippe in der Kath. Kirche »St. Theresia« zu Trossingen.

Die Beteiligung an internationalen Ausstellungen und Symposien, u. a. in Empfertshausen, Heidelberg, Olbersdorf und Torgau sind Zeugnisse seines Schaffens. Dass ein Höchstmaß an handwerklichem Können Voraussetzung für eine künstlerische Entwicklung ist, hat er nicht nur seinen Schülern mitgegeben.

Mit Freude blickt er auf die künstlerische Entwicklung seiner Kinder. Tochter Rebekka, Diplomarbeit des Studiums der Malerei an der Kunsthochschule Halle, Tochter Sophie, Diplom Maskenbildnerin mit Arbeiten in den USA, Österreich und Theatern in Deutschland, Sohn Aron studiert Bildhauerei in Berlin Weißensee.

Nach dem 60. »...will ich etwas kürzer tre-



ten...«, sagt er. Aber dann freut er sich doch schon wieder auf das Seminar im KunsthofWagenitz, im kommenden Jahr. Möge es noch vielen jungen Menschen vergönnt sein, mit ihm zu arbeiten.

Werner Rauschhardt, zum 60. Alles Gute!

